# Vitibuck.

Ein Roman

von

Adolph Katsch.

Zweite Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1868.

Der Verfasser behält sich das Uebersetzungsrecht vor.

RBR
Jantz
#300
bd. 3

# Inhalt.

## Dritter Band.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Sechstes Kapitel. | Des Lebens ungemischte Freude Ward keinem Irdischen zu Theil. | 1 |
| Siebentes Kapitel. | Durch Nacht, zum Licht. | 188 |

# Sechstes Kapitel.

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Am Ontario, einige Meilen oberhalb der Stelle, an welcher der St. Lorenzostrom aus demselben heraustritt, um sein mächtiges Gewässer dem Meere zuzuführen, wirft sich in fast kreisrunder Gestalt eine Halbinsel, la tête Indienne genannt, in die krystallenen Fluthen des Sees.

Kaum eine Viertelmeile breit, da wo sie von dem Festlande sich abzweigt, erweitert sich die anfangs schmale Landzunge dergestalt, daß sie endlich einen Rauminhalt von 10 bis 12 Quadratmeilen umfassen mag.

Der Verbindungstheil zwischen dem Festlande und dieser geräumigen Fläche ist ein Ausläufer, des von Westen nach Osten sich ziehenden Lorenzogebirges, der sich hier nach Süden hin abtrennt

und schließlich in jene wellenförmige Hochebene ausbreitet, welche die gedachte Halbinsel ausmacht und etwa 300 Fuß über dem Wasserspiegel sich erhebt. Die Ufer fallen, mit Ausnahme einer einzigen schmalen Stelle an der südöstlichen Seite, ringsum steil in den See hinab. Hier aber buchtet sich das Wasser halbmondförmig, gegen einen flach verlaufenden Strand ziemlich tief ein, indem es einen kleinen natürlichen Hafen bildet.

Einige Rindencanoës, mehre kleine Segelböte und verschiedene größere Fahrzeuge mit abgerundeten Vorder und Hintertheilen und flachen Böden, mit einem hölzernen Aufbaue und einem Dache versehen, liegen in demselben wohlbefestigt hinter einem Pfahlwerke. Langsam und träge schaukeln sie auf und nieder an ihren Ketten in dem ruhigen Wasser, das nur von einem sanft rauschenden, den mählig sich senkenden Abhang hernieder eilenden Bache in lebhaftere Bewegung gesetzt wird, welcher seinen Zufluß aus einem, in der Mitte der Halbinsel liegenden See empfängt.

Die Höhen der Insel, gleich wie die Ufer des Sees, scheinen, so weit das Auge reicht, bedeckt

von den riesigen Laub- und Nadelkronen des jungfräulichen Urwaldes. Daß aber la tête Indienne trotzdem bewohnt ist, zeigen nicht allein die Fahrzeuge in seinem Hafen an, sondern auch die leichten, blauen Rauchwölkchen, welche an verschiedenen Stellen über den Wipfeln der Waldung emporsteigen.

Auf dem Plateau des Berges über dem Hafen erhebt sich ein Blockhaus, das seinen Raumverhältnissen nach, erhebliche Ansprüche auf Bedeutsamkeit macht. Ein viereckigter Thurm, der in der Mitte des Gebäudes über dem Dache emporsteigt und zwei kleine metallene Schiffskanonen, deren Mündungen trotzig zwischen den Schießscharten seiner Brustwehr herausschauen, lassen annehmen, daß die Bewohner des Hauses nicht allein den Werken des Friedens sich hingeben, sondern auch für die des Kampfes gerüstet sind. Zu beiden Seiten des Hauses schließen sich in geringem Abstande die Viehställe und Wirthschaftsräume an. Der Hof zwischen denselben läuft aus in einem Garten, der nicht allein mit jungem Obstbäumen in reicher Fülle besetzt ist, sondern auch in wohlgeordneten Beeten eine Menge der schönsten Blu-

men trägt. Garten, Haus und Stallungen sind ringsum eingezäunt mit einer Reihe starker Palli-saden; der Garten vom Hofe durch eine zweite Reihe nochmals abgeschlossen. Hinter dem Garten schlängelt sich das vorerwähnte Bächlein durch üppige Felder, welche bis an die Ufer des klei-nen Sees reichend, diesen gänzlich umfassen. Hier und dort aus den Feldern hervorragende, halb-verkohlte Baumstümpfe erklären, auf welche Weise der Wald urbar gemacht worden; zugleich aber auch, daß seitdem manches Jahr bereits verstrichen. Von dem Thurme aus gewahrt man in grö-ßerem oder geringerem Abstande von dem Haupt-gebäude, über die Halbinsel zerstreut, die Dächer von etwa einem Dutzend anderer, wiewohl klei-nerer Blockhäuser.

Die Halbinsel selbst nimmt ziemlich die Mitte ein, in dem ausgedehnten Grundgebiete eines französischen Edelmannes, welches ostwärts an dem Ufer des Lorenzo beginnt und nach Westen hin, weit an den Gestaden des Ontario hinauf-reicht. Ein wahrhaft fürstliches Grundeigenthum nach europäischen Bodenverhältnissen, befand es sich schon seit einigen Generationen im Besitze

derselben Familie, ohne daß jemals einer der Eigenthümer dasselbe eines Besuches gewürdigt hätte. Die Fruchtbarkeit des Landes hatte im Laufe der Jahre mehrere Colonisten veranlaßt, sich ohne Wissen der Eigenthümer an verschiedenen Orten anzusiedeln; jedesmal aber hatten die Kämpfe mit den Eingeborenen die Eindringlinge aufgerieben.

Männer, Weiber und Kinder waren dem Tomahawk zum Opfer gefallen, ihre Scalpe dorrten im Rauche ferner Wigwams, ihre Häuser waren verbrannt, die Rodungen von dem frischen Nachwuchse wieder überwuchert worden. Der Schall der Axt war verstummt und das Schweigen der Wildniß hatte sich wieder gelagert über dem Walde, in dem allein der rothe Jäger lautlosen Trittes dem Wilde nachjagte.

Was den gegenwärtigen Eigenthümer veranlaßt hatte, Europa zu verlassen und sich auf seinen canadischen Besitzungen anzusiedeln, vermochte Niemand zu sagen. Er war vor zwölf Jahren, im Anfange des Frühjahrs plötzlich am Ontario erschienen und mochte damals ein Mann von einigen sechzig Jahren sein, von hoher aufrechter

Haltung, stattlicher Figur und majestätischem Wesen, dessen weißes Haupthaar den würdigen Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit hob und verstärkte. Ihn begleitete eine junge Dame von wunderbarer Schönheit, aber so auffallender Bläße, daß ihr eigentlicher Name bald über dem Sobriquet: la rose blanche, der ihr von den Indianern beigelegt ward, vergessen wurde.

Es war seine Tochter Céleste.

Sein weiteres Gefolge bestand aus einigen weißen und indianischen Jägern, welche zugleich als Wegweiser und Dolmetscher dienten, einigen französischen Missionarien und einer Abtheilung Militärs, welche der Gouverneur von Montréal ihm als Schutzwache zur Verfügung gestellt hatte.

Er bereiste sein ganzes Gebiet und sein Zusammentreffen mit den Stämmen der Eingeborenen, war stets von dem glücklichsten und friedlichsten Erfolge begleitet.

Einerseits mochte hierzu die äußere Erscheinung seiner Tochter, wie seiner selbst nicht unwesentlich beigetragen haben; denn während den Indianern wohl kaum jemals eine andere europäische Tracht vor die Augen gekommen war, als diejenige der

weißen Fallensteller und Jäger, welche hin und wieder sich in jene Gegenden verirrten, oder diejenige, welche die armen und rohen Colonisten zur Schau hatten stellen können, welche nebst Weibern und Kindern ihre unglücklichen Ansiedelungsversuche mit dem Leben gebüßt hatten; so schimmerten dagegen die neuen Eindringlinge in den reichen, goldgestickten Gewändern, deren Luxus den Hofstaat Ludwigs XV. zum glänzendsten und strahlendsten Europas machte; obschon auch diese Kleidungsstücke sich in manchen Nebendingen den Anforderungen des Waldlebens hatten anbequemen müssen.

Die Schaustellung dieser Pracht war eine höchst einsichtsvolle Maßregel. Sie lieferte den Beweis dafür, daß der Marquis die allgemeine menschliche Schwäche gar wohl begriffen hatte und ganz genau wußte, daß eine prunkvolle Außenseite nicht allein auf die Anschauungen einer civilisirteren Menschenklasse bestechend einzuwirken vermag, sondern noch bei weitem mehr die Vorstellungen des Naturmenschen, von der Wichtigkeit des Geschmückten irre zu leiten und zu bestricken geeignet ist. Die gerechteste Forderung wird bei

dem Bettler in geflicktem Kamisole, gar leicht als unverschämte Anmaßung zurückgewiesen, während gerade die unverschämte Anmaßung dem Manne in goldbordirtem Gewande, als gerechte Forderung, mit der höflichsten Unterwerfung zugestanden wird.

Andererseits trug das militärische Geleit nicht wenig dazu bei, dem „grand marquis", wie er seitdem genannt wurde, eine ausnahmsweise und erhabene Stellung anzuweisen und den Eingeborenen einen überaus hohen Begriff von dem Ansehen und der Macht ihres Besuchers beizubringen. Abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten aber verstand es der Marquis, sich eben so sehr durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, das er dem Begriffs- und Anschauungsvermögen seiner neuen Freunde mit der größten Umsicht anzupassen wußte, wie durch eine weise Freigebigkeit angenehm zu machen. Nach wenigen Wochen schon, hatte er mit den Häuptlingen sämmtlicher Stämme die Friedenspfeife geraucht und Verbindungen abgeschlossen, die ihm nach allen Seiten hin, für eine gesicherte Stellung Gewähr leisten konnten.

Noch im Laufe des nämlichen Jahres erschienen auf la tête Indienne, woselbst der Marquis sich nieder zu lassen beschlossen hatte, verschiedene Colonistenfamilien nebst einer Anzahl Handwerker und Bauleute aus Quebeck und Montréal, und der Aufbau der Gebäude, wie die Urbarmachung der Felder, wurde unverzüglich in Angriff genommen.

Die umsichtigen Maßregeln, welche der Marquis während dieser bewegten Zeit traf, verhinderten und beseitigten jeden Anlaß zu einer Friedensstörung und selbst nachdem die überflüssigen Handwerker zurückgekehrt und auch das Militär im folgenden Jahre entlassen war, hatte sich bis zum gegenwärtigen Augenblicke hin, das friedfertigste Vernehmen zwischen den Einwanderern und den Eingeborenen aufrecht erhalten. Ja es waren sogar zwei neue kleine Ansiedelungen, die eine dicht am Ausflusse des Lorenzo, die andere fast an der oberen Grenze des Besitzthums am Ontario entstanden, ohne daß dadurch der Freundschaftsverband mit den Rothhäuten gelockert worden wäre.

Seit einiger Zeit jedoch war, ohne Verschul-

den der Colonisten, dieses gute Einvernehmen zwischen beiden Theilen gespannter geworden.

Fremde Fallensteller und Jäger waren mehr als früher erschienen und ihr Zusammenstoß mit den Indianern war leider nur zu oft von blutigen Folgen begleitet gewesen. Die Rohheit, mit der diese gesetz- und zügellosen Weißen auftraten; die Uebermacht, die ihnen in den meisten Fällen ihre bessere Bewaffnung selbst gegen eine größere Anzahl der Eingeborenen sicherte, hatte die Letzteren erbittert und selbst gegen ihre friedfertigen Nachbaren eingenommen, da diese der verhaßten weißen Raçe angehörten. Ebenso waren im Laufe der Jahre mehrere der einflußreichsten älteren Häuptlinge gestorben; einige Stämme hatten ihre Wohnsitze gewechselt, andere waren an ihre Stelle getreten und das Band, das Zeit und Gewohnheit um die Ansiedler und ihre frühesten Freunde geschlungen hatte, war somit lockerer geworden. Das Schlimmste aber war, daß seit einigen Jahren wiederum Zwistigkeiten zwischen den Regierungen von Frankreich und England ausgebrochen waren und englische Emissäre die einzelnen Stämme durch Versprechungen und Ge-

schenke, gegen Frankreichs Oberherrschaft, nicht ohne günstigen Erfolg aufzuwiegeln versuchten.

Allerdings waren dagegen von französischer Seite die gleichen Mittel gegen England aufgeboten worden und verleitet durch Aufhetzereien aller Art, in denen Waffenvertheilung und Branntweinspendung die Hauptrolle übernehmen mußten, war es sogar zwischen verschiedenen Stämmen an der Grenze, zu gegenseitigen Kriegen gekommen, in denen von englischer und französischer Seite, mehr oder minder offen für den einen, oder den anderen Theil thätiger Antheil genommen war.

Zwölf Jahre hatte die kleine Colonie auf la tête Indienne im tiefsten Frieden gelebt, jetzt aber ließen sich mancherlei Anzeichen nicht übersehen, welche zur äußersten Vorsicht aufforderten und darauf hindeuteten, daß ein an sich vielleicht ganz unbedeutender Anlaß, auch hier endlich zu den unheilvollsten Zerwürfnissen den Anstoß geben dürfte.

Das große Blockhaus, das Herrenhaus war ein sehr geräumiges Gebäude, bei dessen Anlage man darauf Rücksicht genommen hatte, daß es

nicht allein sämmtlichen Ansiedlern im Falle der Noth Aufnahme gewähren, sondern auch eben so wohl bei einem plötzlichen Angriffe, als bei einer längeren Belagerung den nöthigen Widerstand und Rückhalt bieten könnte. Es war im Grunde genommen ein kleines Fort und aufgeführt nach allen Regeln der Befestigungskunst. Es war umschlossen von einem Walle und einem breiten, mit Wasser gefüllten Graben, der aus dem erwähnten Bache gespeist wurde und nur auf einer einzigen Zugbrücke überschritten werden konnte. In seinen inneren Räumen enthielt das Gebäude verschiedene Brunnen, um im schlimmsten Falle jedem Wassermangel vorzubeugen. Die bewohnten Zimmer waren reich mit allen Bequemlichkeiten, selbst des feineren Lebensgenusses versehen und wer allein nach der inneren Einrichtung des Hauses, ein Urtheil, über die Lage desselben hätte abgeben sollen, würde schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, daß diese kostbaren Meubles, dieses Clavier und diese Harfe, sich viele, viele Tagereisen fern von jeder europäischen Niederlassung, mitten in dem dichtesten Urwalde am Ontario befänden.

Es war an einem Nachmittage des Spätsommers.

Unter dem leichten, mit wildem Weine übersponnenem Laubengange, der zu beiden Seiten neben dem Eingange des Hauses angelegt worden war, saßen der Hausherr, ein noch kräftiger Greis von zweiundsiebenzig Jahren, neben ihm Céleste, seine Tochter, jetzt eine Frau von vierunddreißig Jahren und der Gatte derselben, in lebhaftem Gespräche bei einander. Zwei Kinder, ein Knabe von zehn und ein Mädchen von acht Jahren, tummelten sich vor dem Hause in kindischem Spiele.

Es ist doch hart, sprach der Greis, indem er ein Silberlöckchen, das das Spiel des Windes gewesen, leise und bedächtig mit der Hand hinter das Ohr zurückstrich, noch einmal wieder in das Gewühl der Welt zurückkehren zu sollen. Der Gedanke, hier an dieser Stelle, die ich dem Urwalde abgerungen, meine letzten Stunden in friedlicher Ruhe zu verbringen, bis der Herr dereinst mich abriefe, war mir süß und werth. Ich vermag mich noch gar nicht mit der Idee vertraut zu machen, daß meine Gebeine an einem anderen Platze ruhen sollen, als unter der riesigen Weißtanne, unter welcher mein Haupt in jener ersten Nacht gebettet war, welche ich hier in unserer

neuen Heimath verlebte. Gedenkst Du wohl noch jener Nacht, Céleste, mein theures Kind? —

Wie sollte ich nicht, mein lieber, lieber Vater, sagte das junge Weib. Ich erinnere mich jener Nacht eben so wohl, wie all' der Zärtlichkeit, die Du Deinem armen Kinde stets erwiesen. Hattest Du denn nicht um meinetwillen Europa und das Land Deiner Väter aufgegeben und verlassen? — Hattest Du denn nicht, als eine rohe Männerfaust das Herz Deiner Tochter schonungslos zermartert hatte und ihr Geist umdüstert war von unaussprechlichem Jammer und trostloser Verzweiflung, Dein unglückliches Kind an Deine starke Brust gezogen? Hattest Du nicht Dein eigenes Wohl, Dein eigenes Glück, sammt allen Deinen Wünschen und Hoffnungen geopfert, nur um dem launenhaften Drange nachzugeben, der sie trieb ihre unverdiente Schmach, ihre trostlose Erniedrigung vor den Augen aller Welt, in der einsamen Wüste, auf ewig zu verbergen? Nein, mein theurer Vater, weder Deiner Liebe, noch jener Nacht, die mich wieder zu mir selbst zurückführte, werde ich jemals vergessen!

Céleste schlang den Arm um des Vaters

Nacken, küßte zärtlich seinen Mund und während der Greis sanft ihr Haupt an seine Brust zog und leicht mit seiner Hand das dunkle Haar des schönen Wesens streichelte, fuhr sie fort:

Nein, nein, ich habe nichts vergessen! — Theilnahmslos gegen Alles, hatte ich damals mit Dir Europa von einem Ende zum andern durchzogen; ungerührt von den Wundern und der Herrlichkeit des Meeres den Ocean durchschifft; gleichgültig den Boden Amerikas betreten; und selbst die erhabenen Schönheiten, die fremdartigen Erscheinungen, welche eine monatelange Wanderung durch dieses wunderbare Land vor unsern Blicken entfaltete, hatten nicht vermocht meinen gebeugten Geist aus seiner Stumpfheit aufzurütteln, meine Gedanken aus ihrem Brüten zu erwecken, oder die Kräfte meiner Seele zu neuer Thätigkeit anzuspannen.

Dort drüben an jenem Ufer, grade dort, wo die Felskuppe aus dem Schatten der dunkeln Cedern als Vorgebirge in den See hinausspringt, hattest Du zu Rath gesessen und die Friedenspfeife geraucht mit den Aeltesten der Nation, während ich theilnahmlos unter den Weibern des

Stammes im Zelte saß. Endlich des Anstaunens und Begaffens müde, war ich hinausgetreten vor das Zelt und indem ich mein Auge lässig über den See und diese Halbinsel schweifen ließ, fühlte ich unwillkürlich mich angezogen von der Mächtigkeit jenes Baumes, der einsam, hoch auf einer Felsenplatte stehend, die Waldung weithin überragte. Ich weiß, daß nur eine Laune mich anreizte, Dir meinen Wunsch zu erkennen zu geben, jene Stelle zu besuchen; aber ich weiß auch, daß Deine Güte, wie immer, sich meiner Laune willfährig erzeigte und daß wir, eine Stunde später, uns bereits auf dem Marsche dorthin befanden. Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir an bei der einsamen Tanne. Hoch über dem Wipfel derselben schwebte ein riesiger Adler, in weiten Kreisen. Lieutenant Maugrabin, der Führer der Mannschaft, zielte mit seiner Büchse nach demselben. Ich wehrte ihm und bat um das Leben des Vogels, der mir ein glückverkündender Bote zu sein schien. Und wahrlich, er war es! Unter dem Schutze seiner Schwingen fand ich nicht allein den Frieden meiner Seele, sondern auch das Glück und ihn — den Mann meines Herzens.

Céleste streckte bei diesen Worten ihrem Gatten freundlich die Hand entgegen, die dieser zärtlich küßte und fest in der seinigen geschlossen hielt. Dann fuhr sie fort:

Es wurde Nacht. Eine seltsame Aufregung, zu der sich jedoch auch nicht der mindeste äußere Grund geboten hatte, ließ mich in unserem Lagerzelte nicht ruhen. Mein bis dahin umnachteter Geist, begann endlich wieder seine Schwingen zu regen. Gedanken auf Gedanken zogen gleich reisigen Heerschaaren an meiner Seele vorüber. Leise trat ich hinaus vor das Zelt. Leuchtend in seiner vollen Klarheit stand der Mond am Himmel und die Sterne funkelten in goldner Pracht. Stumm und dunkel lag der Wald unter meinen Füßen, aber seine Wipfel flüsterten heimlich im Nachtwinde, leise sich wiegend und wispernd gegen einander sich neigend. In den bethauten Blättern glänzte bebend das Licht des Mondes und der zitternde Strahl der Sterne. Einem dunklen Schatten gleich, zeichneten sich am fernen Hintergrunde, die Umrisse der baumbedeckten Höhenzüge des festländischen Ufers ab, bis sie mit den Schatten der Nacht sich mischend, dem bewundernden

Auge entschwanden. — Dann fesselte ein leises Rauschen mein Ohr. Das mußte der See sein, dessen Wellen an den Fuß des vorspringenden Felsens anschlugen. Von der Stelle, wo die Zelte aufgeschlagen waren, konnte ich ihn nicht sehen. Ich stieg höher hinan. Da plötzlich lag er vor mir ausgebreitet, eine weite unabsehbare Fläche, glatt wie ein Spiegel und glänzend im Wiederscheine des Mondes, der ein breites goldiges Band über seine sanft bewegte zitternde Fluth warf. Langsam zog Welle auf Welle schimmernd zum Gestade und warf, abprallend wieder von dem Ufer, ihren langen glänzenden Kamm, in tausend kleinen, krausen, gebrochenen Wellenhügelchen auf die nachfolgenden Wogen zurück, die dann zuckend und zerspalten nach allen Richtungen hin, auseinander flirrten und flimmerten, und durcheinander fluthend und wirbelnd, aufloderten im blendenden Flammenblitze des Diamantes und funkelnder Rubinengluth. —

Dahinab schaute ich bis meine Augen geblendet von dem verwirrenden, ewig wechselnden Glanze sich schließen mußten; und vermochte doch nicht mich loszureißen von dem Anblicke, der wie mit

magischer Gewalt, die zartesten Erinnerungen aus einer glücklichen Zeit in mir wachrief. Ich setzte mich nieder auf einer Klippe, die über den See hinausragte und hing diesen Erinnerungen nach.

Weithin jenseits des atlantischen Oceans, tief in das Herz Europas hinein, trugen mich die Träume meiner Seele. Der Felsblock auf dem ich saß, ward mir zum leichtbeschwingten Boote. Der unabsehbare, einsam wilde Ontario, auf den ich hinausblickte, verwandelte sich in den freundlich belebten, ringsum auf seinen lieblichen Höhen mit Städten und Städtchen, Dörfern, Villen und Häusern dicht besetzten Züricher See. Der Mond lag über ihm, die Wellen belebend und verklärend, wie hier; und mir zur Seite saß Er, mein junger, schöner, reichbegabter Gatte. Seit kaum vierzehn Tagen war ich ihm vermählt. Langsam im Tactschlage der Ruder, glitt das Boot über den leuchtenden Wasserspiegel und mild kühlte die Nachtluft meine glühende Wange. Mein Haupt aber lag an seiner Brust, denn sein Arm hielt mich fest umschlungen und sein Mund flüsterte mir Worte heißer Liebe und Versicherungen unwan-

delbaren Glückes in das willig lauschende, entzückte Ohr.

Flüchtig wie die Wellen unter dem Kiele des Bootes, glitten die Tage des Glückes noch einmal wiederum an mir vorüber; und wie jegliche Welle mit leisem Klopfen am Buge sich ankündet zum freundlichen Gruße, so pochte die Erinnerung jedes einzelnen Tages meiner kurzen, jugendlichen Seligkeit an mein Gedächtniß. Ach, es waren ihrer so wenige gewesen, daß der Kreislauf zweier Jahre sie alle umfassen konnte! — —

Dann aber kam plötzlich, jäh, unerwartet, entsetzlich der schreckliche Tag, der mich hinabschleuderte in den bodenlosen Abgrund der Verzweiflung; der mein Herz mit Galle und Bitterkeit füllte; der meine Liebe in Verachtung, meine Zärtlichkeit in Haß und Zorn verwandelte; der statt der Milde und Vergebung, die Worte des Fluches und der Verdammniß auf meine Zunge legte. Der Schlag, der damals mich getroffen, hatte mich zerschmettert und vernichtet.

Jetzt vermochte ich zum Erstenmale wieder meine zerstreuten, wildflatternden Gedanken zu verbinden und zu verknüpfen. Ich war im Stande den Ursachen

nachzugehen, und die Thatsachen gegen einander abzuwägen, und mit einander zu vergleichen, die den jammervollen Einsturz des Tempels meiner irdischen Glückseligkeit herbeigeführt hatten. Ich fing an zu begreifen, daß die Schuld daran, lediglich nur der unheilvollen Aufregung des Augenblickes beizumessen sei. Nicht sein Herz, nur seine Schwäche hatte uns in den Abgrund gestürzt.

Schwäche allein war es, die den leidenschaftlich bewegten jungen Mann nicht Herr seiner Erregung werden ließ. Trotz vielleicht und falsche Schaam, die ihn hinderten an der Umkehr auf dem abschüssigen Pfade. War denn aber dieser Trotz, war denn aber diese falsche Schaam wiederum etwas Anderes, als die beklagenswertheste und dennoch verzeihliche Schwäche und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur? — Diese Schwäche einer einzigen Stunde hatte er reumüthig gebüßt mit dem kostbarsten, was das Leben bietet, mit dem Leben selbst! — War aber diese schreckliche Buße nicht selbst wiederum der Ausfluß der beklagenswertheften Schwäche? — —

Sinnend blickte ich hinaus über die glitzernden Wogen des mondbeschienenen Sees. Das sanft

daherströmende Licht auf seinen blauen Wellen übte einen wunderbar wehmüthigen und besänftigenden Einfluß auf meinen Geist. Es stimmte mich milder und milder gegen den Dahingeschiedenen und leitete mich unbemerkt auf die Prüfung meines eigenen Verhaltens.

War es an **mir** gewesen, den Stein auf ihn zu werfen? — Hatte **ich** mich stark, würdig, edel, gefaßt im Unglücke genommen? — Nein, o nein! — Weder meinen Geist, noch meinen Körper hatte ich aufrecht zu erhalten vermocht in der Stunde der Prüfung. Hingebend, weich, gefühlvoll, hatte ich die Jahre des Glückes durchschwelgt an seiner Seite; — hart, grausam, kalt und verdammend mich abgewandt von ihm, im Tode. In wahnwitziger Wuth hattte ich mich empört gegen mein Geschick und anstatt die letzte Bitte des Scheidenden, die Bitte um Vergebung zu erfüllen, hatte ch den Fluch ihm nachgeschleudert in die kühle Gruft. Das stille Haus des ewigen Friedens hatte ich entweiht, mit den Schrecknissen des Hasses und der Rache. — — Das war meine Stärke gewesen, gegenüber seiner Schwäche! — Ich schauderte vor mir selbst und meines Herzens Härtigkeit zurück.

Ich erhob mich von meinem Sitze und warf mich nieder auf meine Knie:

Führe uns nicht in Versuchung, o Herr, sondern erlöse uns von dem Uebel, und vergieb uns unsere Schuld, gleich wie wir vergeben unsern Schuldigern! Das waren die ersten Worte, die ich in tiefer, demuthsvoller Zerknirschung durch die schweigende Nacht hinauf sandte zu dem Throne des allmächtigen Schöpfers, Himmels und der Erde.

Unter mir rauschte mit goldschimmernder Welle der See und die Wipfel des Waldes mit dem dunklen Blättermeere, so traut und friedlich, als ob ihre Stimmen sich einigten mit der meinen, in bewegter Bitte; und hoch über mir funkelten die Sterne in ihrem Glanze und der Mond leuchtete mit so mildem Scheine, als wollten sie den Frieden des Himmels hernieder tauchen lassen, in die Finsterniß meiner Brust. —

Meine Augen füllten sich mit den heißen Thränen aufrichtiger Reue, meine Arme breiteten sich aus in sehnendem Verlangen und flehend rief ich: Armand, o Armand! — Vergieb mir meine Schuld, wie ich die Deine Dir vergebe, aus vollem , ganzem Herzen!

Meine Worte gingen unter in dem Schluchzen der tiefsten Rührung und Wehmuth. Ueberwältigt von meinen Gefühlen sank ich nieder und mein Antlitz in den Händen bergend, weinte ich, wie ich nimmer geweint, bis ein kräftiger Arm mich liebevoll emporhob und die Widerstandslose an die Brust zog, eine treue Hand auf mein Haupt sich legte und eine tiefbewegte Stimme zu mir, sprach:

Gott segne Dich, Céleste, meine liebe, meine theure Tochter! Du hast einen langen, einen schweren Kampf gekämpft. Der Kampf ist aus, der Sieg ist Dein! Von Neuem bist Du mir wiedergeschenkt, mein gutes, liebes Kind; mir, dem Leben, der Gesundheit und dem Glücke! —

Du warst es, mein guter Vater, der also zu mir sprach und das war die erste Nacht, die Du unter der einsamen Tanne verbrachtest! — Du aber durchschlummertest sie nicht, sondern Du durchwachtest sie, wie manche voraufgegangene, in bangen Sorgen um Dein armes, krankes Kind! Könnte ich sie je vergessen, diese Nacht? —

Gott sei Dank, es war die letzte, sprach der Greis gerührt, in der ich es nöthig hatte. Von

da ab gewann Dein Geist wieder die einstige Frische und Klarheit und Deine Körperkräfte kehrten Dir zurück. Daß Du in die große Welt nicht sofort wieder zurückkehren wolltest, fand ich begreiflich; daß Du hier gerade, wo Du den Frieden Deiner Seele wieder gefunden hattest, auch ferner zu verweilen wünschtest, hatte nichts Ueberraschendes für mich, und gerne fügte ich mich deshalb auch Deinem Wunsche, uns hier anzusiedeln. Ich habe diesen Entschluß nie zu bereuen gehabt. Die Möglichkeit uns von den Eingeborenen, welche freundlich und friedlich uns empfangen hatten, fern zu halten, sicherte uns die abgesonderte Lage dieser Halbinsel zu. Der See in ihrer Mitte, der Bach, der sie durchschließt, machten die Ansiedelung leicht; der fruchtbare Boden begünstigte den Anbau, und was ich damals nur unternahm, um Dir gefällig zu sein und weil ich glaubte, daß nach Verlauf einiger Zeit Deine Ansichten sich dennoch ändern möchten, ist mir nach und nach zum ernsten Lebenszweck geworden.

So wollen wir bleiben! rief Céleste rasch.

Du verlangst das Unmögliche, mein Kind, sprach der Greis lächelnd. Ein Gewitter steigt auf

an dem politischen Horizonte dieses Landes. Wir stehen hier einsam und durch weite Strecken abgeschnitten von aller Hülfe unserer Landsleute, lediglich angewiesen auf die selbsteigene Kraft. Aber unsere Kraft ist gering. Bei dem wankelmüthigen Charakter der uns umgebenden Horden sind wir nicht sicher, ob unsere Freunde von heut, nicht morgen schon daherkommen als erbitterte Feinde, um unsere Kopfhäute einzufordern. Hier ist der Krieg nicht mehr Krieg, sondern Vertilgung alles dessen, was lebt und athmet. Bedenke das! Nein, nein, dem Sturme der sich bald erheben wird, sind wir nicht gewachsen. Gehen wir ihm also aus dem Wege, so lange uns noch die Zeit dazu übrig gelassen ist. — Mein Tagewerk auf Erden ist gethan und ob langsam das schleichende Alter meinen Lebensfaden zernagt, oder der Schlag einer Indianer-Axt meinen Schädel spaltet, das dürfte ziemlich leicht in das Gewicht fallen; da aller menschlichen Berechnung zufolge, mir nur noch wenige Lebenstage aufgespart sein können. So aber ist es nicht mit Dir, mein Kind, die Du noch in der frischen Blüthenzeit des Lebens stehest; eben so wenig auch mit Deinem

Gatten und — mit Deinen Kindern. Dir ist die Selbsthaltung Pflicht, nicht allein um Deiner selbst, sondern noch vielmehr um Deines Gatten und um Deiner Kinder willen, die Dein Eigensinn mit Dir zugleich in das Verderben stürzen würde. Im Uebrigen aber ist es für Deine Kinder hohe Zeit, daß ihre Erziehung in Angriff genommen werde. Unter anderen Verhältnissen und Aussichten, würden wir sie vielleicht auf ein paar Jahre von uns geschickt haben; jetzt begleiten wir sie auf ein paar Jahre nach Europa. Das ist Alles!

Céleste sprach seufzend: Ja es muß so sein. Ich begreife es, leider, leider!

Sie erhob sich und ging langsam in das Haus zurück.

Die beiden Männer blieben sitzen und schauten ihr sorgenvollen Blickes nach. Nach einer längeren Pause sinnenden Schweigens, sprach der Jüngere:

Wir haben vielleicht Unrecht gethan, ihr unsere schlimmsten Besorgnisse noch immer zu verhehlen und unsere Abreise auch nur bis jetzt zu verzögern. Die Gerüchte die uns zugekommen sind,

sind trübe genug, um das Aeußerste befürchten zu lassen. Mit Spannung und Ungeduld sehe ich den Nachrichten von Montréal entgegen. Seit zwei Tagen schon hoffe ich vergeblich auf die Rückkehr unsers Abgesandten.

Wenn mich mein Auge nicht täuscht, erwiederte lebhaft der Greis, der mit dem Gesichte nach dem Hafenplatze zugewendet saß, daher eine weite Aussicht über den See hatte, so ist jener dunkle Punkt auf dem Wasser, in der Richtung nach dem Lorenzo ein Nachen.

Mit der größten Lebendigkeit sprang der jüngere Mann augenblicklich von seinem Sitze empor und schaute gespannten Blickes über den See.

Es ist unzweifelhaft ein Fahrzeug! rief er sodann und lief eiligen Schrittes in das Haus, aus welchem er nach wenigen Augenblicken, mit einem Fernrohr in der Hand zurückkehrte.

Trotz der eigenen Ungeduld, in der er sich befand, reichte er höflich dasselbe dem älteren Herrn, der es bedächtig an das Auge brachte und nach längerer Prüfung sprach: Es ist eines unsrer eigenen Fahrzeuge und von den drei darin befindlichen Personen, scheint der eine mir unser Bote zu sein.

Nach diesen Worten legte der alte Herr das Fernrohr in die Hand des jüngeren, der nun seinerseits das herankommende Boot der genauesten Prüfung unterwarf.

Es ist, wie Sie gesagt, sprach er sodann. Julius Frost sitzt am Steuer. In einer Stunde werden wir wissen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben. Wollen wir ihm an den Strand entgegen gehen?

Der alte Herr gab bereitwillig seine Zustimmung zu diesem Vorschlage zu erkennen und Beide schritten langsam, aber in eifrigem Gespräche den Abhang zum Hafen hinab.

Der Mann, der mit solcher Ungeduld von den Beiden erwartet wurde, war wirklich Julius Frost, der Maler, den ich zu Rom in einer für uns Beide so entscheidenden Stunde kennen gelernt hatte. Der ältere Herr, der Besitzer dieser Niederlassung war der Marquis de Ratainville. Céleste, seine Tochter, die ehemalige Gräfin Dolgobow war mein Weib, und jener Knabe und jenes Mädchen, waren unsere Kinder. Der jüngere Begleiter des Marquis war ich.

Frost hatte, als er mir seine Lebensgeschichte

erzählte, den Wunsch gegen mich ausgesprochen, nach Amerika zu gehen. Mich knüpfte an Welt und Menschen kein anderes Band, als die Dankbarkeit gegen ihn. Mein Entschluß war daher bald gefaßt. Am nächsten Morgen war ich in seiner Wohnung und trug mich ihm als Reisegefährten an. Es gelang mir aber nicht, Herr über alle die Bedenklichkeiten zu werden, welche seinem Zartgefühle dadurch erwuchsen, daß ich die Kosten der Ausrüstung und der Reise für uns Beide zu übernehmeu, mich bereit erklärte. Ich mußte ihn endlich verlassen, ohne zum Ziele gekommen zu sein. Jetzt begab ich mich sofort zu dem Zwischenhändler, dessen Frost sich bei dem Verkaufe seiner Bilder und Thiere zu bedienen pflegte und dessen Namen ich zufällig während unserer Unterhaltung erfahren und behalten hatte. Ich beauftragte denselben, indem ich ihn durch eine reichliche Belohnung zur Verschwiegenheit verpflichtete, das ganze Besitzthum des Malers für eine Summe an sich zu bringen, die allen Sorgen und Bedenklichkeiten des jungen Mannes ein Ende machen mußte.

Der Händler hatte sich meines Auftrages mit

so großer Geschicklichkeit entledigt, daß in Julius Frost auch nicht der leiseste Gedanke an meine Einmischung aufgestiegen war. Mit freudestrahlendem Gesichte stürmte er noch im Laufe desselben Tages in meine Wohnung, um mir mitzutheilen, daß er alle seine Habe verkauft und deren unerwartet hoher Erlös, alle weiteren Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt habe.

Unsere Reise wurde beschlossen und ausgeführt.

Wenn unser Aufenthalt in den Städten Amerikas nur kurz und schnell vorübergehend war, so übte dagegen das Leben in den Wäldern auf unsere, für die Schönheiten der Natur geöffneten Herzen, einen um so unwiderstehlicheren Reiz aus. Durch unsere früheste Erziehung waren wir Beide an Strapazen gewöhnt und wenn unsere späteren Studien auch dazu beigetragen hatten, uns einigermaßen wieder zu verweichlichen, so standen wir dagegen doch noch immer in den Jahren rüstiger Manneskraft und selbst der Beruf als Maler, hatte unsern Geist für eine romantische Auffassung der Außenverhältnisse und der Natur so empfänglich gemacht, daß dieser Einfluß unter so außergewöhnlichen Umständen durch die ideelle Spann-

kraft ersetzte, was uns an körperlicher Rüstigkeit im Anfange unserer Wanderungen vielleicht noch abgehen mochte.

Allerdings war der größere Vortheil auf Seiten Frosts, der bedeutend jünger war als ich. Dennoch war es wunderbar, wie meine geschwächte Gesundheit sich zusehends unter der Einwirkung dieser einfachen, wenn auch anstrengenden Lebensweise stählte und härtete, seitdem mein Gemüth nicht mehr von den beängstigenden Phantasiegebilden der früheren Zeit aufgeregt und gefoltert wurde.

Es würde mich allzuweit ableiten, von dem mir vorgesetzten Ziele, meine Lebensschicksale in einfachen Umrissen dem Papiere anzuvertrauen, wenn ich mich auf weitere Schilderungen einzelner Erlebnisse unseres Wald- und Jägerlebens einlassen wollte; jedoch muß ich eines derselben schon um deswillen ausführlicher berühren, weil es sich auf die fernere Gestaltung meines Lebens von dem entschiedensten Einflusse erwies.

Wir befanden uns, nach glücklicher Ueberwindung großer Mühseligkeiten und Beschwerden, unter der Führung eines weißen canadischen Jä-

gers, französischer Abkunft, dessen Zuverlässigkeit und Treue uns von dem Gouverneur von Quebeck verbürgt worden war, an den Ufern des Champlainsees.

Wir hatten von einer an dem südwestlichen Ufer desselben gelegenen Höhe, welche die anderen weit überragte, einer entzückenden Aussicht über seine reizende Fläche und seine romantischen Ufer genossen und so eben unter einer Klippe, welche frei über den See und unsern gegenwärtigen Standpunkt dergestalt heraushängt, daß letzterer nur durch eine versteckte, wild verwachsene Schlucht zu erreichen ist, die Anstalten für die Bereitung unseres Nachtmahles getroffen, als plötzlich in dem Thale unter uns ein Schuß fiel und das lautlose Schweigen der Wildniß, von dem furchtbaren Kriegsgeschrei der Irokesen unterbrochen wurde. Mehrere Schüsse folgten sogleich dem ersten, und wir griffen sofort zu unseren Büchsen, um uns in Vertheidigungszustand zu setzen, falls wir angegriffen werden sollten.

Claude Rénard, unser Führer, von Jugend auf gewöhnt an die Gefahren der Wälder und die furchtbaren Ueberraschungen, welche die Ein-

geborenen mit so entsetzlichem Geschick zu bereiten verstehen, gebot uns mit leiser Stimme, uns ruhig zu verhalten. Die Wölfe, sprach er, jagen nicht auf unserer Fährte, aber sie machen Jagd und zwar auf eine andere Creatur, als auf Bär oder Hirsch. Ich will recognosciren.

Vorsichtig das Pulver auf der Pfanne seines Gewehrschlosses besichtigend und zusammenklopfend, verließ er unhörbaren Schrittes das Lager und schlich, hinter den Stämmen der Bäume sich deckend, niederwärts in die Schlucht hinab.

Der plötzliche Lärmen und das Geschrei, welches sich in verschiedenen Richtungen hatte hören lassen, waren eben so bald wieder verstummt. In athemloser Spannung hatten wir fast eine Stunde lang gelauscht, ohne auch nur den mindesten verdächtigen Laut wieder vernommen zu haben. Jetzt erblickten wir Rénard, wie er sich vorsichtig dem Lager näherte; zu gleicher Zeit aber, dicht in seine Fußstapfen tretend einen Indianer, der friedlich ihm zu folgen schien. Als unser Führer uns erblickte und auf unsern Gesichtern den Ausdruck der Ueberraschung erkennen mochte, die sein Begleiter in uns hervorrief, machte er uns mit

der Hand ein Zeichen, daß Alles in Ordnung sei und trat gleich darauf mit demselben zu uns heran.

Der Fremde, ein Mann von etwa dreißig Jahren, war hoch gewachsen und von schönem, kräftigem Körperbaue. Sein Kopfschmuck, seine Bemalung, sowie seine Bewaffnung bewiesen, daß er sich auf dem Kriegspfade befand und ein noch frischer, blutiger Scalp an seinem Gürtel deutete darauf hin, daß einer der Schüsse, die wir vor Kurzem gehört, seinen Feinden verderblich geworden war. Mit einem stolzen Gruße schritt er an uns vorüber und setzte sich in der Entfernung weniger Schritte auf einen umgestürzten Baumstamm, anscheinend ohne auf uns und unsere Bewegungen die mindeste Rücksicht zu nehmen. Er mußte augenscheinlich soeben noch einer heftigen Anstrengung ausgesetzt gewesen sein, denn seine breite Brust hob und senkte sich mit Ungestüm. Ohne diese unfreiwillige Bewegung hätte man ihn, nach seiner Unbeweglichkeit für eine Statue halten können. Seiner Bemalung und seinem Putze nach, gehörte er einem Stamme an, der uns bisher fremd geblieben. Rénard gab uns folgenden Aufschluß über seine Person.

Es ist Matura, der Häuptling eines Huronenstammes an den Ufern der großen Seen. Ich habe dort in früheren Zeiten einige Jahre unter seinem Stamme gelebt, und bin mit ihm selbst häufig auf der Jagd und dem Kriegspfade gewesen. Er kam, ohne mich zu bemerken, dicht an mir vorübergestürzt und ich erkannte ihn zum Glücke in dem Augenblicke, wo mein Finger sich anschickte, den Drücker zu berühren. Statt eines Schusses sandte ich ihm ein Zeichen zu, das uns früher in mancher Gefahr zur Erkennung gedient hatte. Die Rothhaut stutzte und hielt im Laufe inne, als sie den Pfiff des grauen Eichhörnchens so nahe bei sich hörte und ein verwunderungsvolles „Hugh"! kam über seine Lippen, als er forschend sich umschaute und das zweite Signal ertönte. Dann schlüpfte ich aus meiner Deckung hervor und winkte ihm mir zu folgen. Jetzt wollen wir hören, was ihn hierher gebracht hat.

Mein Bruder ist willkommen in dem Lager seiner weißen Freunde! fuhr Rénard fort, indem er sich gegen Matura wandte, welcher bei unserm Herannahen in würdevoller Ruhe sich erhoben hatte. Deine Freunde sind erfreut, die Hand

des großen Adlers der Seen schütteln zu können! Mit einer Hoheit in Blick und Geberde, die einem Könige Ehre gemacht hätte, legte Matura seine Hand in die unsere.

Rénard fuhr fort: Mein Bruder ist auf dem Kriegspfade. Will er seinen Freunden nicht anvertrauen, wo die jungen Krieger seines Stammes lagern und weshalb der große Adler die Seen verlassen hat und seine Beute sucht in den Wäldern der Irokesen?

Eine finstere Wolke flog wie ein Schatten über das Antlitz des Kriegers und mit der Hand einen weiten Bogen beschreibend, von der untergehenden Sonne gegen Sonnenaufgang, sprach er:

Matura ist allein. Alle seine jungen Krieger sind eingegangen in die glücklichen Jagdgefilde Manitus. Die Irokesen sind Hunde, aber Matura ist ein großer Krieger und ein weiser Häuptling. Der große Adler der Seen zerreißt die Irokesen mit seinen Krallen bis ihr Stamm vertilgt ist. Kann der blinde Maulwurf die Spur finden, die der Adler in der Luft zurückläßt? Wittert der Hund die Fährte, die der Fisch unter den Wellen des Sees macht? Die Irokesen sind

Hunde und blinde Maulwürfe. Der große Adler erkennt ihre Fährte und zweimal zehn Scalpe ihrer Krieger trocknen an seinem Gürtel.

Messieurs, sprach Rénard, indem er ernsthaft mit dem Kopfe schüttelnd sich zu uns wandte, ich fürchte, wir werden da recht ordentlich in ein Horniſſennest gerathen sein; und es wird vermuthlich nicht lange mehr dauern, bis unsere Büchsen ein Wort der Einsprache reden müssen, um unsern Haarschmuck auf unsern Köpfen zu erhalten.

Kannst Du mir sagen Matura, fuhr er fort, indem er seine Rede an diesen richtete, wie viele dieses schleichenden Gewürmes ungefähr, nach Deiner Spur jetzt suchen?

Seit einer Stunde nur noch achtzehn, entgegnete dieser, indem er lächelnd mit dem Finger auf den blutigen Scalp deutete.

Gut! sprach der Jäger. Obschon Einige weniger, darum auch noch nicht vom Uebel gewesen wären. Wir haben jetzt alle Ursache, in unserm Lager auf der Hut zu sein. Nieder an den Boden! — zischte plötzlich die Stimme des Indianers, der seit einigen Augenblicken mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Blicke auf die,

nur durch die vorerwähnte schmale, aber tiefe Schlucht getrennte, gegenüberliegende Höhe gerichtet hatte, und er versank wie ein Stein im Wasser, hinter dem gefallenen Baumstamme. Rénard riß uns in demselben Augenblicke mit unwiderstehlicher Kraft neben sich auf den Boden nieder, während zu gleicher Zeit eine unverhoffte Salve ihre Kugeln über unsere Köpfe dahin pfeifen ließ. Fast im gleichen Momente erscholl auch der Knall der Büchse des großen Adlers und der gellende Todesschrei eines Getroffenen schlug an unser überraschtes Ohr. Ein wildes Wuthgeheul der getäuschten Feinde erfüllte plötzlich die Luft, um eben so schnell wieder dem tiefsten Schweigen den Platz zu räumen.

Vorläufig hatten wir unsere Rettung dem schnellen Blicke und der Warnung Maturas zu danken, sowie dem Umstande, daß die Höhe des gegenüberliegenden Berges nicht die Höhe desjenigen erreichte, auf dem wir selbst uns befanden. Aber auch in liegender Stellung waren wir vor den Kugeln unserer Gegner höchstens nur so lange gesichert, als es ihnen nicht einfiel, die Gipfel der Bäume zu ersteigen und uns aus dem

Laubdache derselben auf das Korn zu nehmen. Daß dieses Auskunftsmittel nicht lange ihrem Scharfblicke entgehen würde, war vorauszusehen und wir waren dann in einer um so gefährlicheren Lage, als die Plattform, auf der wir uns befanden, nur klein und fast ganz von Bäumen entblößt war. Die über unserm Haupte dachartig hervorspringende Klippe, nahm uns die Möglichkeit, uns nach dem Gipfel des Berges hinauf zu retten, wehrte aber zugleich den Verfolgern uns von dorther anzugreifen. Nach drei Seiten hin, sprang der Fels schroff hinaus in den See, während allein die vierte, der Schlucht zugewendete Seite einen, unter den obwaltenden Umständen höchst bedenklichen Rettungsweg öffnete. Hier vermittelte ein etwa 30 Schritte langer, sehr schmaler, völlig unbeschützter und nur mit Vorsicht passirbarer Felsengrath, die Verbindung zwischen dem anstoßenden Berge und unserm gegenwärtigen Zufluchtsorte. Es wäre Tollheit gewesen, im Angesichte der Feinde, die Flucht auf diesem Wege zu versuchen, da wir uns dadurch als die sichersten Zielscheiben vor die Mündungen ihrer Flinten gebracht haben würden;

Wahnsinn aber, die Hoffnung zu fassen, auf einem andern Wege, als diesem, die Flucht bewerkstelligen zu können.

Das Geziefer wird sich wahrscheinlich theilen, sprach Rénard. Die eine Hälfte wird uns von drüben her, mit ihren Kugeln bearbeiten, die andre, uns auf dieser Seite den Paß verlegen. Matura, drücke Dich hinter jenes Felsenstück, und behalte den Uebergang im Auge. Ich denke Deine Büchse wird bald Gelegenheit finden, einem der Schurken einen Wink davon in's Ohr zu flüstern, daß von Deinen Kugel 23 auf das Pfund gehen, und Du nicht gewohnt bist, auch nur eine derselben unnützer Weise aus dem Rohre zu verlieren.

Matura glitt, ohne ein Wort der Erwiederung, einer Schlange gleich hinter dem Stamme entlang, der ihn verbarg. Dem bezeichneten Felsstücke gegenüber, richtete er sich langsam und bedächtig hinter seiner bisherigen Schutzwehr auf und ließ sich sodann mit Blitzesschnelle auf die andere Seite des Stammes herunterfallen. Gleich darauf fielen drei oder vier Schüsse und das Aufschlagen der Kugeln auf dem Felsgrunde ließ erkennen, daß sie von der Höhe der Bäume herab

abgefeuert worden waren. In der nächsten Secunde hatte Matura den offenen Raum, der ihn von dem angewiesenen Posten trennte, übersprungen und lag regungslos, im Schutze desselben bereit, die Sorge für die Sicherheit des Pfades zu übernehmen.

Unsere eigene Lage war indessen nichts weniger als angenehm oder gefahrlos; denn wir befanden uns alle Drei dicht zusammengedrängt, hinter dem Stamme eines mäßigen Kastanienbaumes und dem unsicheren Schutze eines schmalen, kaum etliche Fuß hohen Gebüsches. Eine auf das Gerathewohl in dasselbe hineingeschossene Kugel hätte Einem oder dem Andern von uns verderblich werden müssen. Solcher kleinen Gebüschgruppen befanden sich etwa zehn bis zwölf auf unserer Plattform und lediglich diesem Umstande war es beizumessen, daß wir bis jetzt noch unbehelligt geblieben waren, da man sich noch darüber in Ungewißheit befinden mußte, hinter welchen Büschen wir wirklich verborgen sein mochten.

Der Baumstamm, hinter welchem Matura bisher versteckt gewesen, und der mindestens Zweien von uns ausreichenden Schutz hätte gewähren

können lag frei, in einer Entfernung von zwölf Schritten uns zur Seite.

Wir müssen versuchen uns in Sicherheit zu bringen, ehe diese Vagabonden sich daran machen, die Gebüsche mit ihren Kugeln zu sondiren, sprach Rénard. Herr Frost, Sie und ich, wir sind die nächsten am Stamme, wir müssen hinüber. Im Grunde ist die Gefahr dabei nicht allzu groß, denn das Zielen von der Höhe herab, ist immer unsicher und diese rothen Spitzbuben wissen doch kaum erträglich mit einem Feuergewehre umzugehen. Sobald Maturas Feuer erwiedert ist, springen Sie so schnell als möglich hinüber. Halten Sie sich bereit und fertig.

Matura! rief er sodann. Mache doch einmal den Burschen dort drüben darauf aufmerksam, daß er seine Beine höchst unverständig vom Zweige jener Eiche herunterbaumeln läßt.

Matura wandte sich vorsichtig nach der bezeichneten Richtung. Einen Augenblick später knallte seine Büchse. Ein Wehegeschrei erscholl und der Indianer stürzte getroffen von dem Zweige herab, hinter dessen Blätter er sich versteckt gehalten hatte. Ein zweiter Schrei aus den Kehlen seiner

Genossen gellte durch die Lüfte und ein Dutzend Schüsse wurden herübergesandt, ohne jedoch Schaden anzurichten.

Jetzt! rief Rénard und sprang empor, indem er mit lautem Hohngeschrei seine Büchse um das Haupt schwang und langsamen Schrittes dem Stamme zuschritt, hinter welchem Frost sich bereits in Sicherheit gebracht hatte. Ein vereinzelter Schuß folgte dieser kecken Herausforderung, der von dem Jäger mit einem weiteren, schallenden Hohngelächter erwiedert wurde. Dann erst kauerte er sich hinter dem Stamme zusammen.

Ein fürchterliches Geheul der Wuth beantwortete den Hohn des Jägers; ein paar Flinten wurden in blinder Raserei abgefeuert; dann aber kehrte auf's Neue die tiefste Stille zurück.

Claude Rénard sprach lachend: Recht so! — Wie doch das Lumpengesindel leichtsinnig Pulver und Blei verplatzt! — Ich glaube, die Narren denken, sie haben hier vier der besten Büchsen an der Grenze in's Skath gelegt! Werdet Euch noch wundern, Ihr rothen Teufel! —

Ich meine, Claude Rénard, sprach ich, unsere Lage sei verzweifelt genug und sie wissen dort

drüben sehr wohl, daß sie uns wirklich in der Falle haben. Sie werden den einzigen Ausweg, der uns bleibt längst besetzt haben. Was brauchen sie Pulver und Blei zu schonen, da sie uns ganz einfach aushungern können.

Rénard entgegnete: In einer Stunde ist die Nacht eingebrochen. Bis dahin werden wir freilich still liegen müssen, denn ein zur Unzeit gezeigtes Glied, würde alsbald zum Ziele ihrer Kugeln genommen werden. In einer Stunde aber, können wir unsere Vorbereitungen zum Abmarsche treffen und ihnen das leere Nest und das Nachsehen lassen.

Meint Ihr etwa wie ein Vogel durch die Luft zu fliegen, Claude Rénard? fragte ich.

Bewahre Herr! entgegnete dieser. Eher noch könnte ich Ihnen vielleicht zumuthen, sich mit mir wie ein Maulwurf durch die Erde zu wühlen! — Diesen Worten ließ er ein unterdrücktes, aber trotzdem nicht weniger herzliches Lachen über seinen Witz folgen.

Etwas ärgerlich darüber, konnte ich mich nicht entbrechen dem Jäger zuzurufen, daß ich durchaus nichts in unserer Lage finden könnne, was mir

seine unzeitige Lustigkeit zu rechtfertigen geeignet schiene.

Glaube es Ihnen, Herr! entgegnete derselbe trocken. Denn außer meinem Vater, der aber längst todt ist und mir, ist vielleicht Niemand vorhanden, der von den Geheimnissen dieses Berges zu erzählen wüßte. Wir haben noch Zeit und das Plaudern wird uns dieselbe verkürzen helfen. Hören Sie denn:

Es können ungefähr zwanzig Jahre her sein, denn ich war damals kaum ein achtzehnjähriger Bursch, als ich mit dem alten Benoit Rénard, meinem Vater, zum Erstenmale hierher kam. Wir hatten bei den Fällen und in den Thälern um den Chaudière, schon einen recht hübschen Vorrath von Häuten und Biberfellen zusammengebracht, als wir mit einigen englischen Jägern und Fallenstellern zusammentrafen. Wie es denn nicht anders sein konnte, so geriethen wir bald mit den maulaufsperrenden Goddams in Zwistigkeiten und mein Vater, der trotz seines Alters, ein gar gewaltthätiger und hitzköpfiger Bursche war, suchte die Entscheidung derselben, durch ein paar Büchsenkugeln ganz zu seiner Zufriedenheit

zu ordnen, welche recht unangenehme Löcher, nicht allein in den Wämsern, sondern auch in den Häuten der Engliſchmans zurückließen, und überdies noch den Erfolg hatten, alle weiteren Erörterungen von ihrer Seite völlig verſtummen zu machen. Ich für meine Perſon, konnte zwar die Art der Beweisführung, mit der mein Vater ſeine Gegner zu Boden disputirt hatte, nicht billigen, unmöglich aber auch meinen würdigen Erzeuger allein in der Klemme ſtecken laſſen, in die er ſich und mich durch ſeine ungenirte Abfertigungsmethode gebracht hatte; jedoch ich verſichere Euch, die angenehmen ſchattigen Ufer des Chaudière wurden für uns bald darauf ſo heiß, daß wir uns gar nicht mehr nach unſern Vorräthen umſehen, überhaupt aber nicht genug beeilen konnten, um eine tüchtige Strecke Gebirg- und Waldbodens zwiſchen ſie und uns zu legen. Dabei konnten wir uns um ſo weniger damit aufhalten die Schönheiten der Gegenden, durch die wir kamen, zu bewundern, als uns eine ſo ſtattliche Meute langbeiniger Engländer auf der Fährte war, als ſie jemals nur einen flüchtigen Fuchs zu Tode gehetzt hat. Es war eine ver-

wettert hitzige Jagd, bevor wir den Champlain erreichten und ein wahres Wunder war's, daß wir ihn überhaupt nur erreichten. Auf einem halbverwitterten Baumstamme, den wir glücklicher Weise in der Nähe des Ufers bemerkten und im Schwimmen erreichten, trieben wir während der Nacht, von einem harten Nordostwinde begünstigt, zwischen den Inseln hindurch und an das jenseitige Ufer hinüber. In der Nähe dieser Schlucht hier, gewannen wir endlich das Land.

Jetzt durften wir hoffen unsere Verfolger für's Erste von unserer Spur abgebracht zu haben und wiederum einmal einer Ruhe zu genießen, die uns seit langer Zeit versagt gewesen und doch so dringend nothwendig war.

In dieser Hoffnung hatten wir uns zufällig auch nicht getäuscht. Unsere Verfolger machten zwar noch wochenlang die Inseln und die Ufer des Sees unsicher, konnten uns aber doch in dem sicheren Neste, aus dem wir sie beobachteten und ihrer Bemühungen spotteten, nicht ausspüren. Die gewaltsamen Anstrengungen der langen Hetzjagd hatten die riesige Kraft meines Vaters gebrochen und die Kälte der Nacht und des Wassers,

ihm ein Fieber zugezogen. Als wir landeten, war er fast unfähig geworden, sich zu bewegen und seine alten Knochen klapperten vor Frost. Aber auch ich bedurfte der Erholung. Bald fanden wir einen Platz, der uns für den Augenblick hinreichende Sicherheit zu versprechen schien. Nach einigen Stunden todtenähnlichen Schlafes erwachte ich neu gestärkt, aber von dem wüthendsten Hunger gepeinigt.

Mit Mühe gelang es mir, meinen Vater zu wecken, um ihm zu sagen, daß ich versuchen wolle, uns Nahrung zu verschaffen. Die Flinte nahm ich nur für den Fall der Vertheidigung mit, da ich nicht wagen durfte ein Wild zu schießen, damit ich uns die Verfolger nicht muthwillig auf den Hals zöge. Bald fand ich einen Kaninchenwechsel und verlor keine Zeit, einige Schlingen auszulegen.

Dann ging ich vorsichtig, um zu recognosciren, in dem Bette eines Baches stromaufwärts. So gelangte ich um den Berg hier in unserm Rücken herum und an die andere Seite desselben, wo das Wasser einen kleinen Fall bildete und das enge Thal, von wild übereinander gestürzten Felsen-

blöcken wie übersäet erschien. Der Platz schien mir für Leute, die wie wir, eine bescheidene Zurückgezogenheit suchten, zum Verstecke wie geschaffen. Ich trat vorsichtig aus dem Wasser heraus, war aber nicht wenig überrascht, in dem Augenblicke, wo ich um den nächsten Felsblock bog, eine frische Fußspur in dem Moose zu meinen Füßen zu erblicken. Allerdings konnte ich mich nur in dem ersten Momente der Ueberraschung über die Beschaffenheit derselben täuschen lassen, denn ein zweiter, etwas kaltblütigerer Blick, gab mir sofort die Ueberzeugung, daß nicht ein Mensch, sondern ein Bär diese Fährte hinterlassen habe. Eifrig und entschlossen folgte ich sogleich derselben bis zum Fuße des Berges, wo sie in dem dichtesten Gestrüppe endete, das noch jemals meine Augen erblickt hatten.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich die Spur als die eines Bären erkannte, meinen Hunger, meine Schlingen, meinen Vater, unsere Verfolger und die Gefahr, in der wir schwebten, so vollständig aus dem Gedächtnisse verloren hatte, daß mir kein anderer Gedanke mehr übrig blieb, als

wie ich des Bären habhaft werden möchte. Ich war eben noch ein gar grüner Bursche und die Jagdlust hatte mein heißes Blut entzündet, das ist Alles, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen kann. Jetzt aber hätte mir alle Ueberlegung in der Welt zu nichts mehr helfen können; denn während ich mit der Nase am Boden, den Eingang in das Gebüsch vor mir untersuchte, hörte ich plötzlich hinter meinem Rücken, ein gar unliebsames, zorniges Brummen. Wie eine Stahlfeder schnellte ich empor und sah zu meiner Ueberraschung einen großen Bären, in der Entfernung von höchstens zehn Schritten, auf seinen Hinterfüßen sitzen und mit erhobenen Tatzen, seinen dicken Kopf in höchst bedenklicher Weise auf seinen Schultern wiegen, während seine kleinen funkelnden Augen, mich durchaus nicht mit liebevollen und gastfreundschaftlichen Gefühlen zu betrachten schienen.

Von meiner Kaltblütigkeit in diesem kritischen Verhältnisse würde selbst mein bester Freund, und wenn ich es selbst wäre, nicht allzuviel Rühmens machen können, ungleich mehr aber dafür von meinem Glücke. — Aufspringen, das Gewehr am

Kopfe haben, losdrücken und zugleich einen Satz zur Seite machen, als wenn ich in meinen Lenden die Schenkelkraft einer Legion von Heuschrecken besessen hätte, Alles das, war das Werk einer einzigen Secunde. Dieser Sprung, der mich von der sehr gefährlichen graden Richtung, die ich meinem brummigen Freunde gegenüber inne hatte, um mindestens zwanzig Fuß und zwar in einem rechten Winkel plötzlich abbrachte, wurde leider nicht ganz von dem glücklichen Erfolge gekrönt, der der Entfaltung einer so außerordentlichen Behendigkeit, gerechter Weise hätte zu Theil werden sollen. Denn als meine Füße den Boden wieder berührten, glitten sie auf der abschüssigen Fläche eines moosüberzogenen Steines aus und ich rollte, mit dem Kopfe voran, über ein niedriges Felsenstück hinausschießend, unaufhaltsam den Abhang hinunter.

Die Eilfertigkeit, mit welcher, ganz gegen meinen Wunsch und Willen, diese Niederfahrt bewerkstelligt wurde, bot mir nichts desto weniger, noch lange nachher die günstigste Gelegenheit, höchst interessante Betrachtungen anstellen zu können, sowohl über die Wandelbarkeit der natürlichen

Farben allen Fleisches; als auch über die unverwüstliche Beständigkeit meiner Knochen, sogar mit Einschluß derjenigen, welche die Verstandeskräfte des Menschen umschließen. Allerdings muß, bevor ich zu irgend einer Beobachtung wieder aufgelegt, oder zum Denken auch nur einigermaßen wieder befähigt war, eine nicht ganz unbeträchtliche Zeit verflossen sein; denn das Gewässer, in welchem ich schließlich zur Ruhe gekommen, hatte mich bereits ein recht hübsches Stückchen Weges fortgewiegt, ehe es seinen, mich murmelnd umschmeichelnden Wellen hatte gelingen wollen, mich aus einer höchst hartnäckigen Bewußtlosigkeit, zu mir selbst zurückzurufen.

Kopf und Glieder schmerzten mich fürchterlich. Ich kroch mühsam an das Ufer und sammelte auf einem Steine meine Gedanken und Erinnerungen, nicht ohne einige Beschwerde. Dann in dem Wasser des Baches aufwärts gehend, fand ich in der Entfernung von mehr als hundert Schritten, meine Büchse, dicht am Ufer desselben. Sie hatte keinen Schaden gelitten. Ich lud sie wieder und klomm langsam, gleich einer Schnecke, den Abhang hinauf, den ich vor kurzer Zeit erst

mit so rasender Geschwindigkeit hinabgekollert war. Ich mußte jedenfalls wissen, was aus meinem Freunde Petz geworden war. Als ich endlich mein Haupt über demselben Blocke emporrichtete, über den hinweg ich vorher in die Tiefe geschossen war, sah ich ihn verendet liegen, genau auf derselben Stelle, von welcher ich den halsbrecherischen Absprung genommen hatte. Meine Kugel hatte ihm die Stirne, grade zwischen den beiden Augen durchbort.

Das Triumphgefühl meines Sieges ließ mich für den Augenblick aller meiner sonstigen Schmerzen vergessen; aber die Unfähigkeit, meine Beute nun auch allein in Sicherheit bringen zu können, rief mir endlich meinen Vater wieder in Erinnnerung. Ich beschloß zu ihm zurückzukehren. In den Schlingen erwischte ich zwei Kaninchen. Ich fand Herrn Benoit Rénard noch an derselben Stelle, auf der ich ihn verlassen hatte. Er hatte die Stunden meiner Abwesenheit in tiefem, ungestörten Schlummer hingebracht und selbst mein Schuß war ungehört an seinem Ohre verhallt. Ein Feuer anzumachen, wagten wir nicht, und mußten uns daher mit dem rohen Fleische der

Kaninchen begnügen. Sodann machten wir uns neu gestärkt und gekräftigt auf den Weg zum Bärenlager.

Ich war vorher der Fährte des braunen Herrn gefolgt bis sie in das Gebüsch führte, und es war mir unbegreiflich geblieben, wie der Bär sich so plötzlich in meinem Rücken hatte befinden können. Wir untersuchten und prüften jetzt den ganzen Platz mit der größten Aufmerksamkeit. Ein wohl dreißig Fuß langer, flacher Felsblock, überwuchert von Dornen, Schlingpflanzen und dichtem Buschwerke, lag auf einer natürlichen schmalen Terrasse, so eng gegen den Felsen gepreßt, daß zwischen ihm und dem Berge nur ein ganz enger Zwischenraum freiblieb. Jetzt wurde mir das Räthsel auf einmal klar! Der Bär, der vor mir, auf der einen Seite in diesen Gang eingetreten, war hinter mir, an der entgegengesetzten Oeffnung wieder heraus und mir in den Rücken gekommen.

Eine unwiderstehliche Neugier zwang mich sofort denselben Weg einzuschlagen. Zu meiner höchsten Ueberraschung fand ich jetzt, daß jener große Stein eine Oeffnung im Felsen versteckte,

welche in den Berg mündete, umfangreich genug, um einem Manne, in gebückter Stellung den Durchlaß zu gestatten.

Ich rief meinen Vater, und wir überzeugten uns, daß ein schmaler, abschüssig geneigter Pfad, sich bald zu einer Höhle erweiterte, welche für unsere Anforderungen hinreichenden Raum und genügende Sicherheit zu gewähren vermochte. Die Luft in derselben war frisch und trocken, obschon wir keinen weiteren Zugang noch entdeckten. Daß der von mir erlegte Bär hier sein Lager gehabt, hätten uns unsere Geruchsnerven allein verrathen müssen, wenn wir nicht auch durch unsere übrigen Sinne auf die überzeugendste Weise davon in Kenntniß gesetzt worden wären.

Wir hatten indeß weder Anlaß noch Neigung uns gegen die Verlassenschaft unseres Vorgängers allzu ekel zu beweisen, beschlossen vielmehr in dankbarer Anerkennung seiner uns geleisteten und noch zu leistenden guten Dienste, dem ehemaligen Besitzer dieses Gemaches die Ehre zu erzeigen, ihn zu uns herein zu nöthigen und ihn einzuladen, dasselbe auch noch ferner mit uns zu theilen. Da derselbe indessen in Folge des überraschenden

Unglücksfalles, den er heute durch mein Verschulden erlitten, nicht in der Lage war, auf seinen eigenen Beinen unserer höflichen Einladung Folge geben zu können, so durften wir, um des Vergnügens seiner Gesellschaft willen, auch die Mühe nicht scheuen, ihn dabei mit unseren besten Kräften zu unterstützen. Und wahrlich, er nahm während der nächsten halben Stunde deren alle, über die wir zu verfügen vermochten, in ungetheilten Anspruch.

Nachdem wir diese Pflicht der Pietät erfüllt hatten, machten wir uns daran, jede Spur unserer Anwesenheit, um die Höhle herum, sorglichst zu verwischen und den Einlaß zu derselben nach Möglichkeit zu verbergen; sodann aber diese selbst, auf das gewissenhafteste zu durchsuchen, wobei uns ein Wachslicht, das sich im Besitze meines Vaters fand, die wesentlichsten Dienste leistete.

Im Hintergrunde der Höhle sprang ein breiter Felsblock, von mehr als Manneshöhe weit herein. Wir erkletterten denselben, gegenseitig uns unterstützend und trafen auf einen Spalt in der Rückwandung, der so enge war, daß wir nur mit

Mühe hindurchschlüpfen konnten. Von hier aus führte ein vielfach gewundener, bald sich fast schließender, bald wieder sich in geräumige Hallen ausbreitender Weg, fortwährend in die Höhe. Ihn zu verfolgen war ein ermüdendes und anstrengendes, sonst aber ungefährliches Unternehmen, bis wir endlich an einen, quer über den Boden laufenden, breiten Riß gelangten, der sich über einem, tief unter uns dahin rauschenden Wasser öffnete. Hier mußten wir vor der Hand unsere Nachforschungen ruhen lassen, da wir jeglichen Mittels entbehrten, um auf die andere Seite des mehrere Klafter breiten Abgrundes hinüber zu gelangen. Am andern Tage indessen hatten wir bereits das Mittel gefunden und das Hinderniß glücklich überschritten. Eine weitere Stunde mühseligen Aufsteigens, führte uns sodann dem Ende der Höhle und dem Tageslichte entgegen.

Doch ich sehe, die Nacht ist so weit hereingebrochen, daß wir uns jetzt mit Sicherheit aus dem Staube machen können. Die rothen Teufel werden nicht begreifen, auf welche Weise ihnen die Vögel davon geflogen sein können, wenn sie hieher geschlichen kommen werden, um uns eine

Ueberraschung zu veranstalten. Auch meine Erzählung ist, obschon wir fast vier Wochen lang uns in der Höhle verborgen hielten, eigentlich zu Ende; denn wir fanden alsdann die Luft vollkommen wieder rein. Falls Sie aber neugierig sein sollten, zu erfahren, wo wir denn eigentlich das Tageslicht erblickten, so kann ich meine weiteren Worte schon um deswillen sparen, weil Sie den Ort sogleich mit eigenen Augen sehen werden; denn Sie haben jetzt denselben Weg abwärts zu machen, den wir damals zuerst aufwärts machen mußten.

Claude Rénard erhob sich und sprach einige Worte mit dem großen Adler, worauf Beide schweigend einer jungen Birke zuschritten, welche aus einer Felsenspalte hervorgewachsen, schräg über das Wasser hinaushing.

Bewachen Sie jetzt den Weg, rief Rénard mir im Vorüberschreiten zu. Ich erhob mich sogleich aus meiner höchst unbequemen Stellung und nahm den, von dem Indianer verlassenen Posten ein. Die Dunkelheit hatte so rasch zugenommen, daß ich schon die beiden Männer auf wenige Schritte Entfernung nicht zu sehen vermochte; wohl aber

hörte ich nach einigen vorsichtig geführten Tomahawkschlägen, das Anstreifen und Rauschen von Blättern und Zweigen gegen den Felsen. Die Birke war an der Wurzel abgehauen und durch die vereinte Kraft der Männer, glücklich auf die Felsenplatte gezogen worden.

In diesem Augenblicke schien es mir, als hätte ich in der Richtung des Felsenpfades einen harten Gegenstand gegen den Stein anschlagen gehört. Noch ehe ich aber mit mir selbst darüber in's Reine kommen konnte, ob mein Ohr mich getäuscht habe oder nicht, hatten Rénard und der große Adler bereits ihre Büchsen ergriffen und zwei Schüsse rollten krachend über meinem Haupte in die Nacht hinaus. Zwei jähe Blitzstrahle erhellten für einen Augenblick die tiefe Finsterniß.

Eine Abtheilung der Irokesen hatte sich bis an den schmalen Pfad herangeschlichen. Der Vorderste, der den gefährlichen Weg bereits betreten, hatte glücklicherweise, mit dem eisenbeschlagenen Kolben seiner Flinte an einen vorspringenden Stein gestoßen. Die beiden Schüsse wurden aus einem halben Dutzend feindlicher Flinten, unter furchtbarem Geheul erwidert. Dann ward plötz-

lich Alles wieder still. Getroffen war hüben wie drüben Niemand. Der Ueberfall war vereitelt.

Die schleichenden Hunde haben uns wachsam gefunden und sich zurückgezogen, sprach Rénard. Sie werden jetzt Zeit brauchen, um eine andere Teufelslist auszudenken.

Der Indianer hatte seinen vorherigen Wachtposten wieder eingenommen, von dem ich mich, etwas beschämt, über meinen Mangel an Geistesgegenwart gern zurückzog; Rénard hatte sich bereits ganz ruhig wieder an seine, uns unerklärliche Beschäftigung gemacht.

In einer Länge von etwa zwanzig Fuß, schlug er den wenig mehr als armsdicken Stamm, nach oben hin nochmals ab und hieß uns dann den Wipfel des Baumes und die abgeschlagenen Zweige in den See hinabwerfen. Um die Mitte des Stammes legte er, mittelst einer Schlinge, einen starken geflochtenen Lederriemen, von ansehnlicher Länge, während er eine zweite Schnur, eben so sorgfältig, an einem der äußersten Enden befestigte. Sodann hing er das Stämmchen über zwei, nahe einander gegenüberliegende Vorsprünge, welche über die schroffste Seite des Felsens ein

Wenig hinausragten und ließ die Schnüre hinab fallen.

Frost und ich hatten diese Vorbereitungen mit Erstaunen betrachtet.

Sie sehen, sprach Rénard, der Stock ist fest und liegt so, daß er nicht abgleiten kann, der Riemen ist haltbar. Hegen Sie also keine Besorgnisse, sich ihm anzuvertrauen. Es giebt kein anderes Mittel, uns zu retten. Ich werde mich zuerst hinablassen. Kaum dreißig Fuß unter uns ist ein Vorsprung, auf dem ich Sie erwarten und Ihnen weitere Anweisung geben werde. Legen Sie die Büchsen neben den Indianer, der zuletzt herabsteigen wird. Wir haben zwar, meiner Meinung nach, jetzt nichts zu fürchten, es ist indessen gut, auf alle Fälle gerüstet zu sein. Wenn ich unten bin, werde ich Ihnen ein Zeichen geben, folgen Sie mir dann und nach Ihnen, Herr Frost.

Hierauf hing sich Rénard an den Riemen in der Mitte des Stammes, umschlang denselben mit seinen Füßen und glitt geräuschlos in die Leere und die Nacht hinaus.

Nach wenigen ängstlichen Augenblicken, hörte ich von unten herauf sein: „Jetzt!“ ertönen.

Ich muß gestehen, daß mir bei dieser kategorischen Aufforderung nicht allzuwohl zu Muthe war und die Dunkelheit durchaus nicht geeignet erschien, meine Herzhaftigkeit zu stärken.

Ich zögerte unentschlossen einen Augenblick, aber eine zweite Mahnung: „Kommen Sie!“ — rief meine männlicheren Gefühle wach. Ich wollte einen dritten Aufruf nicht abwarten. Fest faßte ich den Riemen mit beiden Händen und ließ mich langsam hinabgleiten.

Gut! sagte Rénard, sobald ich neben ihm stand. Ganz dicht bei Ihnen, ein wenig zur Rechten, ist der Eingang. Sobald Sie sich hindurchgearbeitet haben werden, denn er ist schmal, können Sie ohne Gefahr, einige Schritte zur Seite treten.

Wiederum rief er hinauf: „Jetzt!“ Und gleich darauf war Frost neben uns angelangt. Auch er mußte, da der schmale Absatz nur zwei Personen Raum gewährte, sofort die Höhle betreten.

Nachdem Matura unsere Gewehre vorsichtig, eines nach dem andern herabgelassen und Rénard uns dieselben hinübergereicht hatte, folgte der Indianer uns nach.

Nach einigen Versuchen gelang es Rénard, mit Hülfe des, an dem äußeren Ende des Stammes befestigten Riemens, den Birkenstamm nicht allein aus seinem bisherigen Lager zu heben, sondern auch desselben sich wieder zu bemächtigen und somit die Art und Weise unseres Entschlüpfens, den forschenden Augen unserer Feinde gänzlich zu entziehen. Bald darauf fanden wir uns Alle wieder in der Höhle bei einander. Unser Abzug war in der That unbeargwohnt und unbeläſtig geblieben.

Rénard entfernte sich, indem er uns anempfahl ruhig auf unsern Plätzen zu bleiben. Wenige Minuten später, sahen wir einen Lichtstrahl gegen eine vorspringende Ecke der Höhle fallen. Es war das Zeichen ihm vorsichtig dorthin nachzufolgen. Der Weg bis dahin war kurz, aber so abschüssig und niedrig, daß wir uns, dem Schimmer des Lichtes unter Maturas Leitung folgend, auf Händen und Füßen durcharbeiten mußten; dort aber öffnete er sich zu bequemer Breite und Höhe. Hier übergab Rénard jedem von uns einige lange, aus dem fetten Holze der Pechtanne geschnittene Späne, die wir an seinem Lichte entzündeten, indem er sprach:

Wir hatten damals einen guten Vorrath solcher Fackeln für uns bereitet, die wir hier oben und unten in der Höhle aufspeicherten. Es ist seitdem Niemand hier gewesen, um Gebrauch von denselben zu machen.

Unsere weitere Wanderung begann nun unter dem Vorgange Rénards. Sie war in der That beschwerlich genug. Fußboden und Wandungen waren unregelmäßig zerrissen, und obwohl noch immer merkbar die frische Luft den Zutritt hatte, dennoch glatt und mit einem feuchten Schlamme überzogen. Obwohl hier und dort weitere Ausbuchtungen und kurze Seitengänge vorkamen, glich das Ganze doch mehr einer überdachten Felsenspalte, als einer derjenigen Höhlen, welche ich in Deutschland, England und Italien kennen gelernt hatte; deren kühne Wölbungen uns an die düstere Pracht gothischer Dome mahnen, und deren Stalaktiten, umwallt von dem dichten Rauche der Fackeln und halb beleuchtet oder gestreift von dem rothen flackernden Lichtscheine, oder halb wieder begraben in der undurchdringlichen Finsterniß, dem erregten Geiste des Beschauers den reichsten Stoff und Anhalt geben,

zur Gestaltung der wunderbarsten und ungeheuerlichsten Phantasiegebilde.

Hier nichts von dem Allen!

Endlich gelangten wir an dem gefährlichsten Punkte unserer Wanderung an. Ein breiter, jäh von beiden Seiten in die Tiefe hinabsteigender Riß, durchschnitt quer unseren Pfad. Tief von unten herauf tönte das geschwätzige Murmeln über die Steine dahinhüpfender Wellen.

Rénard warf seine Fackel hinab. Einem flammenden Sterne gleich, durchschnitt sie die dichte Nacht, die sich über einem Abgrunde von mehreren hundert Fußen gelagert hatte, und erlosch als ein leuchtender Punkt zischend auf den sprudelnden Wogen.

Jetzt ließ Rénard den Birkenstamm, der uns vorher schon zum Hinablassen gedient und den er, mit Hülfe Maturas bis hierher mit sich genommen hatte, zur Erde fallen. Sodann hieb er, an jedem Ende desselben, mit großem Bedachte, eine platte Fläche ein, um, wie er gegen uns bemerkte, ein etwaiges Rollen desselben zu verhindern. Nachdem dies geschehen, warf er ihn unter Maturas Beistande, quer über den Abgrund hin-

über und sprach lächelnd: Unsere Brücke ist fertig!

Frost und ich schauten ihn verwundert an.

Machen Sie es, wie ich! sprach er und ließ seinen Körper bis zur Hälfte in den Abgrund hinabsinken, indem er mit beiden Händen, fest auf das Stämmchen gestützt, und den Oberkörper über demselben emporhebend, Hand nach Hand seitwärts fortbewegte, bis er die gegenüberstehende Felsenwand erreichte und sich auf diese hinaufschwang.

Mir graute, als ich ihn grell beleuchtet von dem rothen Lichte unserer Fackeln, schwebend über dem gähnenden Abgrunde erblickte, von dessen furchtbarer Tiefe ich so eben erst mich überzeugt hatte. Ein Augenblick der Erschlaffung, ein plötzliches Nachlassen der angespannten Muskeln und der kühne Wagehals wird mit zerschmetterten Gliedern, von dem grausigen Schlunde für immer verschlungen.

Mein Körper war noch zu sehr verweichlicht durch die Unthätigkeit langer Jahre; mein Geist noch zu sehr niedergedrückt von den Folterqualen, die mich fast dem Wahnsinne in die Arme ge-

worfen hätten, als daß die kurzen Wochen abhärtenden Waldlebens bereits dem Einen die frühere Stärke und Gewandtheit, und dem Andern die verlorene Energie und Federkraft hätten wiedergewinnen können.

Noch fehlte mir jenes eiserne Vertrauen auf die Kraft meiner Muskeln und Glieder, welches die Schwungkraft des Geistes verstärkt und ihn der Gefahr Trotz bieten lehrt; aber auch umgekehrt fehlte mir noch jener unbeugsame Wille und jener trotzige Muth, der seinerseits die Muskeln und Glieder zu Aeußerungen der Thätigkeit hinzureißen vermag, welche das Maaß des Gewöhnlichen weitaus übersteigen. Glauben und Vertrauen zu sich selbst, machen dem Menschen das scheinbar Unmögliche, in demselben Grade ausführbar, wie der Zweifel und der Unglaube selbst das Ausführbare zur Unmöglichkeit werden lassen. Aber Lenker und Leiter unsers Glaubens oder unsers Zweifels ist — die Phantasie. Unsere Phantasie wird stets, wo wir dem Unversuchten, dem Ueberraschenden gegenüber treten müssen, je nachdem wir über sie herrschen, oder sie über uns, unsere Kraft stählen oder brechen, entweder unsere

hülfreichste Retterin, oder unsere tückischste Verderberin werden. Die Noth bricht Eisen; aber nur dann, wenn die geschäftige Phantasie dem Bedrängten hülfreich die Werkzeuge schmiedet und in seiner Brust den Glauben aufrecht erhält, an die eigene Kraft und die Zuversicht auf die Möglichkeit des Gelingens. Aber noch eine weitere Macht giebt es, die unsern Geist zu spannen und unsere physischen Kräfte zu erhöhen vermag. Das ist die Macht des Beispiels. Oft begreifen wir die Möglichkeit einer Sache erst dann, nachdem ein kühnerer Geist den Beweis dafür uns geliefert hat. So erging es in diesem Falle auch mir.

Mir selbst überlassen, würde ich vielleicht niemals auf dies einfache Auskunftsmittel gefallen sein. Meine Phantasie würde mir die Gefahr übertrieben, der Zweifel meinen Muskeln die nöthige Kraft und Ausdauer abgestritten haben. Jetzt rief das Beispiel mein Ehrgefühl wach. Ich wollte nicht als der schlechtere Mann erscheinen. Den Gedanken möglichen Mißlingens unterdrückte ich mit Gewalt und erst als ich den größten Theil des gefährlichen Pfades bereits zu-

rückgelegt hatte, fühlte ich, daß meine Kräfte plötzlich nachzulassen begannen.

Ich mußte inne halten, meine Arme bogen sich und meine keuchende Brust lag schwer auf dem, unter meiner Last sich beugenden Stamme. Eine eigenthümliche Beklemmung, eine traurige Muthlosigkeit bedrückte mich; aber Rénards Stimme rief mich sofort wieder aus meiner Abspannung auf.

Brav gemacht! rief der alte Jäger. Brav gemacht! — Ruhen Sie einen Augenblick. So! — Jetzt vorwärts! —

Ich raffte mich empor und strebte weiter. Abermals mußte ich nach wenigen Fußen inne halten, und jetzt erfaßte mich wirklich ein Entsetzen, das mein Haar auf dem Haupte emporsträubte und meinen Körper mit kalten Schauern erschütterte. Meine Gedanken drehten sich wie im Kreise, vor meinen geschlossenen Augen schienen tausend flammende Lichter auf und nieder zu tanzen, und obschon ich krampfhaft an dem Balken mich angeklammert hielt, tausend Stimmen mir lockend zuzurufen: Laß los, laß los! — Hinunter, hinunter! —

Mir war zu Muthe, als müßte ich unwiderstehlich dem Zuge ihrer Lockungen folgen und mich hinabsinken lassen in die Wellen, die mit geheimnißvollem Rauschen tief unter mir dahin eilten. Es überkam mich dasselbe Gefühl, das auch sonst wohl schon mein Auge umflort, meine Gedanken umschleiert hatte, wenn ich hoch von überhangenden Klippen in die duftige Tiefe, oder von der Spitze der Kirchthürme in das Gewirr und Gewühl volksbelebter Gassen und Plätze hinabgeblickt hatte. Es war dasselbe nebelhafte Bangen und dieselbe zagende Furcht vor dem Sturze, die sich eng verknüpfen, mit dem sehnenden Verlangen und der schaurigen Lust hinabgetragen zu werden in den Abgrund auf den Flügeln des Windes. Es war dasselbe träumerische Verschwimmen, dasselbe duftige Aufgehen aller Begriffe der Wirklichkeit, in dem seligen Ahnen eines körperlosen Daseins und dem grausig süßen Vorgefühle raum- und schrankenloser Freiheit und Seligkeit. Es war derselbe stärker und immer stärker werdende Drang, der in der Vernichtung der Vernichtung spottend, aufzugehen strebt in den wonnig winkenden Mysterien einer Geisterwelt,

die liebevoll geschäftig die Arme emporstreckt, um uns an ihre Brust zu ziehen. Mit einem Worte, es war der Schwindel, der sich meiner zu bemächtigen drohte. —

Weiter! — Um Gottes willen, weiter weiter! — rief Rénard mit ängstlich heftigem Tone. Ich versuchte mechanisch, der Aufforderung zu gehorchen.

Der Jäger hatte sich auf den Boden geworfen und seine Arme weithin nach mir ausgestreckt. Gleich darauf fühlte ich mich ergriffen von seinen kräftigen Händen und auf die gegenüberliegende Wand hinaufgezogen.

Frost und der Indianer befanden sich längst schon an meiner Seite, bevor meine heftig pochende Brust sich beruhigt und meine erschöpften Kräfte sich wieder eingestellt hatten.

Nachdem Rénard und Matura den Baumstamm auf unsere Seite herübergezogen hatten, setzten wir die Wanderung nach der Höhle fort. Der Erstere überließ sich jedoch nicht eher der Ruhe, als bis er sich versichert hatte, daß dieselbe auch von der unteren Seite her, nicht wieder betreten worden war, seitdem er sie verlassen

hatte. Die Steine, mit denen er und sein Vater, den Eingang bei ihrem Abzuge verschlossen hatten, befanden sich noch in ungestörter Ordnung.

Wir hielten hierauf eine Mahlzeit, die den Beweis lieferte, wie wenig unser Appetit unter den Schrecknissen und den außergewöhnlichen Anstrengungen unseres heutigen Tagewerks gelitten habe und versanken bald darauf in einen tüchtigen, ungestörten Schlummer.

Bei unserem Erwachen waren wir, Julius Frost und ich nicht wenig verwundert, weder Rénard, noch Matura an unserer Seite zu erblicken, noch mehr aber erstaunt, als wir den Ausgang der Höhle geöffnet fanden. Es war klar, daß Beide dieselbe während unseres Schlafes verlassen haben mußten. Nach einigen Stunden kehrten sie zurück, einen gewichtigen Rehbock als die willkommene Beute ihrer Morgenjagd mit sich bringend.

Während Rénard das Wild zerwirkte und die saftigsten Stücke desselben zum Mahle zubereitete, war Matura eifrig, aber schweigend, mit der Ausbesserung seiner Mocassins und demnächst mit der Erneuerung der Kriegs-Malerei an seinem Körper beschäftigt.

Was beginnt der große Adler? fragte ich Rénard. Der große Adler, entgegnete dieser, ist auf dem Kriegspfade; er schmückt sich und wird alsbald seinen Feinden folgen und lieber seinen Scalp lassen, als zugeben, daß einer dieser Schufte zu seinem Wigwam wieder heimkehre. Ich würde ihn gern begleiten, fuhr er fort, wenn ich dem Gouverneur nicht versprochen hätte, über Ihrer Sicherheit sorgsam zu wachen; einmal, weil ich jetzt weiß, warum Matura ihnen mit solcher Hartnäckigkeit folgt und sodann, weil ich meine, wir hätten ihnen für ihren gestrigen freundschaftlichen Besuch, noch immer nicht hinreichende Ehre erzeigt, obschon seitdem ihre Zahl genau um die Hälfte geringer, Maturas Gürtel dagegen, um eben so viele Kopfhäute reicher geworden ist.

Wie soll ich das verstehen? fragte ich.

Ganz einfach so, wie ich es gesagt habe, entgegnete Rénard lächelnd, und fuhr dann fort:

Als wir gestern auf Matura trafen, waren ihrer noch achtzehn. Zwei davon wurden am Nachmittage erschossen, und von jenen sechszehn, springen jetzt noch acht durch die Wälder.

Und woher wißt Ihr das so genau, und wie wäre das zugegangen? fragte ich weiter.

Der Jäger erwiderte: Ganz einfach! Nachdem Sie nämlich gestern Abend mit Herrn Frost hier in der Höhle zur Ruhe gegangen waren, verließen Matura und ich dieselbe, um den Burschen ein wenig auf die Finger zu sehen. Die dummen Teufel glaubten uns noch immer auf der Felsplatte im Sacke zu haben und die Jagd auf uns ganz gemächlich auf den folgenden Tag verschieben zu können. Sie hatten sich also damit begnügt, eine Wache in die Nähe des Ueberganges zu stellen und lagen einige hundert Schritte davon, neben dem verglimmenden Lagerfeuer, ganz bequem hingestreckt im tiefsten Schlafe; ohne eine Ahnung davon zu haben, daß wir ihnen schon längst im Rücken waren. Ihre Flinten standen auf zehn Schritte von ihnen, und zwar in zwei Partien dicht an den Absturz des Felsens gelehnt. Es war gerade als ob die Verblendeten uns das Spiel hätten leicht machen wollen zu ihrem Verderben. Wir stürzten die Waffen den Abhang hinunter und ließen ohne Zeitverlust den Tomahawk unter den auftaumelnden Schläfern recht

wirksam arbeiten. Diese sprangen in der ersten Verwirrung nach ihren Gewehren; wir aber, durften es nicht wohl, wegen ihrer großen Ueberzahl, auf ein Handgemenge ankommen lassen und zogen uns schnell hinter die Bäume zurück. Von dort aus pfefferten wir so lustig unter sie, daß wir den Lagerplatz bald rein gefegt hatten. Die Brut verschwand, wahrscheinlich um ihre verlorenen Waffen zu suchen, ohne daß uns ein Schaden geschehen wäre.

Als wir das Schlachtfeld endlich in Augenschein nehmen konnten, fanden wir auf demselben fünf mit dem Tomahawk Erschlagene, drei Erschossene und auch den Burschen, den Matura gestern, wie eine Krähe von dem Baume geschossen hatte. Er war durch ein zerschmettertes Knie am Davonlaufen verhindert worden. Maturas Tomahawk machte mitleidig seinem Leiden ein Ende und auch seine Scalplocke prangt neben denen seiner Genossen, am Gürtel des großen Adlers.

Empört von der Rohheit und Gleichgültigkeit, mit welcher Rénard von der Vernichtung so vieler Mitgeschöpfe sprach und seine Freude an derselben kundgab, wandte ich mich von ihm ab.

Nachdem wir uns an einem trefflichen Mahle gelabt, ward beschlossen unsere Wanderung fortzusetzen. Matura wollte am Ausgange des Thales von uns scheiden, um seinen Rächerpfad fortzusetzen.

Er und Rénard verschlossen nach unserm Austritte sorgfältig wieder den Eingang zur Höhle und vertilgten mit Umsicht alle Spuren unserer stattgehabten Anwesenheit.

Wir hatten soeben das Thal bei dem vorerwähnten Wasserfällchen durchschnitten, als hinter den Felsen in unserem Rücken plötzlich eine Anzahl Schüsse auf uns abgefeuert wurde und das wilde Kriegsgeschrei der Indianer die Luft durchheulte. Frost wurde von einer Kugel am rechten Oberarme verletzt; eine andere schlug sich platt an dem Metallbeschlage meiner Büchse.

Der Kampf zwischen uns und der feindlichen Partei entbrannte auf das Neue und endete endlich mit völliger Vertilgung derselben. Auch Rénard und Matura wurden, jedoch glücklicher Weise nur leicht, verwundet.

Dieser Umstand nöthigte uns, abermals die verlassene Höhle aufzusuchen und in derselben noch über acht Tage zu verweilen.

Während dieser Zeit erfuhr ich, was den großen Adler hierher geführt hatte. Es war eine wilde, traurige Geschichte, obschon sie zu einer Zeit, wo alle die unbändigen Leidenschaften der Eingeborenen geflissentlich zu ihrem Verderben aufgestachelt wurden, nichts Außergewöhnliches bot.

Maturas Stamm mochte ungefähr 200 Seelen zählen. Während er mit seinen Kriegern, vierzig an der Zahl, ausgezogen war, um den Franzosen gegen die Engländer Hülfe zu leisten, war eine Seuche in der Niederlassung ausgebrochen, welche unter den Zurückgelassenen furchtbar gewüthet hatte. Die Gesundgebliebenen, unter ihnen auch Maturas Weib und sein dreizehnjähriger Knabe, wechselten ihren Wohnsitz, indem sie weiter abwärts an dem See zogen. Noch ehe sie aber die, zu ihrem ferneren Aufenthalte erwählte Gegend erreicht hatten, wurden sie von einer feindlichen, mit den Engländern verbündeten Indianerschaar während der Nacht überfallen und sämmtlich niedergemacht.

Von der Schaar, welche mit Matura ausgezogen, war ein großer Theil ein Opfer der Blattern geworden, ein anderer aber im Kampfe ge-

fallen. Nur mit zehn Ueberlebenden kehrte Matura nach seinem Dorfe zurück. Er fand es verödet. Er stimmte die Klage über die Todten an und folgte der Spur der Ueberlebenden. Wenige Tage später gelangte er an die Stätte des Verderbens, wo er sein Weib, sein Kind und den Rest seines Stammes ermordet, verstümmelt, den Vögeln des Himmels und dem Raubgethier des Waldes, als Beute überlassen fand. Er bestattete die Todten und den Mördern folgte sein rächender Fuß. Er heftete sich an ihre Sohlen mit dem spähenden Blicke des Adlers, mit der List des Fuchses, mit der Blutgier des Wolfes, unabläßig, unerwartet und selbst unfaßbar; aber weder das Licht des Tages, noch das Dunkel der Nacht gab seinen Feinden Schutz vor ihm. Aus zweiundsechszig Männern hatte die feindliche Bande bestanden, als Matura zuerst ihre Fährte fand und die Gebeine des Letzten von ihnen moderten in dem Bereiche der Höhle. Keiner von ihnen hat die Schwelle seines Wigwams wieder betreten. Aber auch Matura war der einzig Uebriggebliebene seines eigenen Stammes.

Während wir in aufgedrungener Muße die

Heilung unserer Verwundeten abwarteten, berichteten Rénard und der große Adler viel aus der Zeit, welche sie mit einander als Jünglinge verlebt hatten. Der Schauplatz ihrer jugendlichen Abenteuer war die Umgebung der großen Seen gewesen. Mit wahrhaft ergreifender Erhabenheit schilderte Matura die Jagdgründe seines Volkes.

Dort hauste in den Schluchten der Berge einsam der trotzige Bär und das schnellfüßige Elenn weidete in seinen Thälern. Des Bisons Heerde, zahllos wie die Blätter des Waldes, raste in wildem Umgestüm zur Tränke an die Ufer und der stolze Hirsch schritt bedächtig hinab zu den Strömen und Quellen. Dort brütete die wilde Taube, deren Züge die Sonne verfinsterten und deren Nester die Zweige der Bäume zerbrachen mit wuchtiger Last, und des Whipp poor Will sanfte Klage klang durch die Nacht. Dort füllte die Spottdrossel, welche in neckischem Uebermuthe die Stimme aller Vögel nachahmt, am Tage die Wälder mit ihrem süßen Gesange; und der wilde Truthahn, mit dem saftigen, schmackhaften Fleische, mästete sich von den Früchten der Eichen und Buchen. Dort gedieh der Mais in üppigster

Fülle auf sonniger Lichtung und mit undurchdringlichem Schatten ruhten die mächtigen Kronen des Waldes über den stolzen Säulenstämmen, wie nirgends sonst. Dort ketteten sich ungeheure Seen an einander, voll der schönsten Fische, und ihrem Schooße entsprangen mächtige Ströme, und mächtige Ströme endeten in ihren unermeßlichen Becken ihren Lauf, brausend hinabstürzend über jähe Felsen.

Dort lag der Algona (der obere See), mit seiner kristallhellen Fluth und unergründlichen Tiefe, inmitten seiner wildzerrissenen Felsenufer, durch deren Klüfte zahllose reißende Waldströme in ihn hinabstürzen. Dort der fischreiche, tausende von Stunden im Umfange haltende Karegnondy (Huron See), der unersättlich, auch den fernen Nipissing noch in sich aufnimmt. Dort der sturmgepeischte Michigan, dort der inselnumfluthende Tejocharontiong oder Eriesee, der endlich zum Niagara wird und seine zusammengepreßten Fluthen wild empört, in rasendem Toben hinabschleudert in den Skanadario oder Ontario, den kleinsten, aber schönsten und lieblichsten, aller dieser herrlichen, mit einander verbundenen Ge-

schwisterseen; welcher wiederum seine Wasser alle ausgießt, in den mächtigen, mit stolzen Stromschnellen dahin stürzenden Lorenzostrom, der seinerseits mit der reichen Fülle seiner Fluthen den großen Salzsee im Osten, den atlantischen Ocean speist.

Zu diesen reichgesegneten Fluren hatte Manitu die geliebtesten seiner Söhne, die Väter von Maturas Stamme vor vielen, vielen Wintern, von den Ufern des großen Salzsees im Westen geführt und die reichen Jagdgründe ihnen zu Eigen gegeben, lange, lange bevor die weißen Männer an der Küste des großen Salzsees im Osten, auf den beflügelten Schiffen gelandet waren. Mit feuriger Beredsamkeit sprach er von der glänzenden Vergangenheit, mit inniger Wehmuth von dem gegenwärtigen Verfalle seines Volkes. Der schlichte, rohe Sohn der Wildniß, stets ein warmer Lobredner der Vorzüge seiner herrlichen Heimath, ward zum begeisterten Dichter wenn er von dem Falle des Niagara zu sprechen begann, dessen Sturz die Erde erschüttert, dessen Brausen die Stimme des Donners übertönt, dessen sprühender Schaum emporsteigt, gleich dem Ge-

wölke an den Bergen; und Claude Rénard, der abgehärtete Jäger, stimmte nicht allein in seine Lobpreisungen mit ein, sondern übertraf ihn noch weit an enthusiastischem Schwunge des Ausdruckes seiner Bewunderung.

Obschon die Franzosen vor noch nicht langer Zeit, am Ufer des Niagara ein Fort gleichen Namens angelegt hatten, so mochten dennoch bisher wohl nur wenige Europäer bis zu den Fällen selbst vorgedrungen sein und ihr staunendes Auge an der überwältigenden Erhabenheit und schauerlich wilden Großartigkeit dieser Naturerscheinung geweidet haben. Frost und ich, die wir ja eigentlich keinen andern Zweck hatten, als der Jagd und der Befriedigung unseres Wissens- und Reisedurstes obzuliegen, glaubten uns nicht von diesem Zwecke zu entfernen, wenn wir zunächst den Weg nach den großen Seen, den gepriesenen Jagd- und Fischerei Revieren Maturas einschlügen.

Die Gefechte mit den Irokesen, die aufregenden Gefahren, welche ich bisher in und außer der Höhle bestanden, hatten, trotz der beschämenden Schwäche, die mich einst befallen, dennoch meinen

Geist in eine so ekstatische Stimmung hinauf geschraubt, daß ich mich förmlich nach Gefahren sehnte und lüstern nach Strapazen und Beschwerden ausschaute. Es kam mir gar nicht mehr in den Sinn zu glauben, daß die ersteren unglücklich für mich enden könnten, oder die letzteren nicht lediglich dazu dienen müßten, meine Kräfte zu stählen und meine Ausdauer gegen alle Schwierigkeiten probehaltig zu entfalten und zu erhärten.

Mein Vorschlag, die Seen und den Niagara zu besuchen, traf bei Julius Frost das günstigste Entgegenkommen und Matura, wie Claude Rénard zeigten sich sofort bereit, die Führerschaft gemeinsam zu übernehmen. Daß ich trotzdem, wenigstens für den Augenblick das Ziel unserer Reise nicht erreichen, den Niagara nicht erblicken würde, fiel keinem von uns ein; ebenso wenig aber auch, daß mir zur Entschädigung dafür, mein freundliches Geschick für lange Jahre hinaus eine glückliche Heimath, an den lieblichen Ufern des Ontario vorbestimmt haben würde.

Die Mühseligkeiten, denen wir uns auf dieser Reise unterziehen mußten, waren in der That nicht gering, wurden aber fröhlichen Muthes er-

tragen. Steile Gebirgsrücken mußten überstiegen, zahllose reißende Bäche und Ströme durchschwommen und übersetzt, pfadlose Sümpfe durchwatet oder umgangen, endlose Wälder durchschritten werden, ehe wir an dem Lorenzostrome und den Ufern des Ontario ankamen. In jeder Schwierigkeit wußte die Umsicht und die Energie unserer Führer überall die einfachsten Mittel zu finden, um allen Hindernissen siegreich entgegen zu arbeiten; und der Scharfsinn, den sie in Auffindung derselben entwickelten, war wahrhaft bewunderungswürdig.

Frost, vom Hause aus zum Wald- und Waidwerke erzogen, fand sich mit überraschender Leichtigkeit in die wechselvollen Beschwerlichkeiten unseres Zuges. Die ausdauernde Kraft, die besonnene Ruhe und Umsicht, welche er überall und immer bethätigte, erwarben ihm bald die entschiedenste Achtung unserer Führer, welche einerseits die Sicherheit seines Schusses, andererseits den Scharfsinn, mit welchen er Spuren entdeckte und verfolgte, ehrend anerkennen mußten. In weit geringerem Maße war das mit mir selbst der Fall, obschon auch ich mit Vergnügen wahrnahm,

wie meine Fähigkeiten mit der Uebung wuchsen und meine geistige, wie meine leibliche Gesundheit und Rüstigkeit, zusehends zunahm und erstarkte.

Endlich in der Frühe eines schönes Tages gelangten wir durch ein dichtverwachsenes Thal, an den steilen Abhang eines Berges. Matura, der die Leitung übernommen hatte, führte uns auf den Gipfel desselben und durch das, ihn dicht bedeckende Gebüsch zu einer ihm bekannten, kleinen Lichtung. Dort angekommen, streckte er halb nach uns sich umwendend, den rechten Arm weit hinaus und sprach einfach: Skanadario!

Ja, es war der Ontario, dessen leicht vom Morgenwinde gekräuselte Wellen, beleuchtet von den Strahlen einer glänzenden Sonne, unter uns aufleuchteten. Ja, es war der Ontario, der schöne See, im glänzenden Schmucke seiner herrlich geformten, belaubten Ufer; die schöne Wiege meines künftigen Glückes, die traurige Bahre aller meiner irdischen Freuden und Hoffnungen. Es war der Ontario, nach dem sehnsuchtsvoll bis zum letzten Hauche meines Daseins mein thränenumhülltes Auge blickt und von dem schaudernd das schmerzerfüllte Herz sich abwendet in wilder Verzweiflung! —

Wir standen Alle schweigend, in dem bewundernden Anstaunen dieser Lieblichkeit und Anmuth des Gewässers verloren, dessen äußerste Begrenzung sich unsern Blicken entzog. Zu unserer Rechten sprang hoch und mächtig ein weites Vorgebirge tief in den See hinein, das uns die Aussicht über einen bedeutenden Theil desselben benahm. Auf ihm ruhte unwillkürlich mein Auge seit geraumer Zeit, bis es plötzlich von den leichten, blauen Wölkchen eines, über den dunklen Wipfeln des Waldes aufsteigenden Rauches angezogen wurde.

Was ist das? fragte ich erstaunt.

Der Rauch des Feuers aus dem Wigwam, eines weißen Mannes, sprach Matura.

Also ist dort eine Ansiedlung? fragte ich weiter. Und wer wohnt dort?

Seit zwei Sommern, entgegnete Matura, der große Marquis und seine Tochter, die weiße Rose.

Was war natürlicher, als nach so langer, mühevoller Wanderung, die Gastfreundschaft der neuen Ansiedler in Anspruch zu nehmen!

Wir schritten den Hügel hinab und wandten unsre Schritte nach la tête Indienne; erreichten

jedoch erst am späten Nachmittage die Ansiedlung. Ich war erstaunt über die Ausdehnung der Lichtungen, die in so kurzer Zeit bewerkstelligt waren, noch mehr aber über die Größe und den Umfang des Blockhauses, das der neue Ankömmling errichtet hatte; obgleich ich durch den Indianer erfahren hatte, daß demselben ganz außergewöhnliche Mittel zu Gebote gestanden hatten.

Als wir uns dem Hause näherten, trat uns aus demselben ein hoher, rüstiger Greis entgegen, der, indem er uns willkommen hieß, und zum Eintreten nöthigte, sich als den Besitzer der Ansiedlung zu erkennen gab.

Bei seinem Erscheinen erreichte mit Ausschluß Maturas, der den grand marquis schon früher gesehen hatte, unser Erstaunen den höchsten Grad, da wir unmöglich darauf gefaßt sein konnten, hier von einem Manne in der reich gewähltesten Hofkleidung empfangen zu werden. Auch Claude Rénard nahm, wie ich gestehen muß, die Sache ziemlich kaltblütig; Frost jedoch und ich konnten uns nicht entbrechen, sehr ausdrucksvolle, vergleichende Blicke auf unsere höchst anspruchslose, durch Wetter und Wind, Staub und Schmutz, unge-

mein unansehnlich gewordene Jagdkleidung zu werfen. Diese Blicke schien indessen außer uns Beiden niemand zu bemerken, am allerwenigsten der grand marquis.

Höflich öffnete er uns die Thür eines Zimmers und eine eben so reich und vornehm wie er selbst gekleidete Dame, erhob sich bei unserm Eintritte von einer causeuse, auf welcher sie, mit einem Buche in der Hand, geruht hatte.

Meine Tochter Céleste! sprach der Marquis.

Gerechter Gott! Durfte ich, konnte ich meinen eigenen Augen, meinen eigenen Sinnen trauen! — War diese Dame wirklich die Gräfin Dolgobow? —

Meine Ueberraschung, meine Bestürzung waren grenzenlos und das befremdliche Benehmen der Dame vermehrte nur allzu sehr noch die Aufregung, in der ich mich befand. Sie hatte anfangs einen leichten, kalten Blick über uns hingleiten lassen, dann aber, überrascht ihr Auge fest und prüfend auf mein Antlitz gerichtet, mit jenem Ausdrucke des Sinnens, als hasche oder suche sie in ihrer Erinnerung, nach einer Aehnlichkeit mit irgend einer bekannten Person. Da plötzlich über-

zog sich ihr feines, weißes Antlitz mit dem glühendsten Pupurscheine und unwillkürlich einen leichten Schrei ausstoßend, floh sie in heftiger Aufregung aus dem Zimmer.

Der alte Herr blickte ihr verwundert nach, ohne sich jedoch in den vorsorglichen Anordnungen stören zu lassen, welche er für unsere Bequemlichkeit zu treffen, für geeignet erachtete. Auch bei der Abendmahlzeit leistete er uns Gesellschaft. Die Dame erschien nicht wieder.

Was für eine Nacht sollte ich abermals durchleben? — Sie ist es, sie ist es! jauchzte es empor in meiner Brust und hell loderte in meinem Busen das Feuer der Liebe wieder auf, das einmal schon so heftig mich erfaßt hatte, aber unter den verhängnißvollen Ereignissen der nachfolgenden Minuten erstickt worden war. Nein, es war nicht erstickt, es war nicht erloschen! Nur die kalte Asche des Grausens und des Entsetzens, der Reue und der Büßung, hatte sich darüber gelagert. Der erste leise Windhauch jener lockenden Hoffnung, sie wiedergefunden zu haben, hatte die Asche hinweggeblasen und der glimmende Funke brach von Neuem aus zum verzehrenden Brande.

Sie ist es nicht, sie kann es nicht sein! sprach das garstige Ungethüm, der Zweifel, der wie die Spinne in jeder Ecke lauert und überall sofort sein Netz ausspannt, wo der warme Pulsschlag der Freude und des Glückes beseligend das Menschenherz erwecken und durchglühen will; — der vorsichtig erst herumtastend mit den langen, grausenerregenden Füßen, die Haltbarkeit der Fäden prüft, bis er erbarmungslos in schnellem Sprunge das vertrauensvolle Opfer packt und in todtbringender Umschlingung zermartert und sein Herzblut saugt. Mit tausend gierigen Augen bewacht er jede Regung des Unglücklichen; wenn eine Fiber zuckt, erfolgt ein lähmender Schlag der schrecklichen Krallen; wenn ein Glied sich rührt, wird es hundertfach umschlungen und eingeschnürt mit unzerreißbaren Fesseln, bis endlich widerwillig oder nicht, all' der Kampf und alle das Ringen der unglücklichen Beute erstirbt und aufgeht in der ohnmächtigen, regungslosen Ergebenheit unter die furchtbare Uebermacht des schonungslosen Bedrängers. — Das ist der Zweifel und Wehe dem, der ihn selbst zum Kampfe herbeiruft! —

Sobald eine Hoffnung sich regen wollte in

meiner Brust, schlug sie der Zweifel erbarmungslos darnieder. Wenn sie schmeichelnd sprach: Dein Auge hat sie geschaut, Dein Herz sie erkannt! erwiderte der hämische Zweifel: Was hat das schöne, jugendliche Weib, was hat die Zierde und der Schmuck der Höfe, zu suchen in der Wildniß der Huronen? — Dein Auge hat Dich belogen, Dein Herz hat Dich getäuscht. Und wiederum sprach die Hoffnung: Sie ist es doch! und sie hat auch Dich wieder erkannt! — Aber der Zweifel höhnte: Bist Du ein Narr geworden und ein Geck? Weil Du vor Jahren das Glück hattest, ihr einige Male nahen zu dürfen, als Du ihr Portrait pinseltest; meinst Du, daß sie darum noch heute Deine Züge im Gedächtnisse bewahren müsse, wie Du die Ihren? — und daß sie heute noch in dem wettergebräunten, seit Monaten von keinem Scheermesser berührten Antlitze des Jägers, die bleichen Züge des Malers herauszufinden vermöge? — Thor, armseliger, eitler Thor! — Was wär' es denn aber weiter, wenn dem auch wirklich so wäre, und wenn sie Dich nun wieder erkannt hätte? — Sage mir doch, warum sie erschrak, warum sie entfloh? — Weil sie Dich verachten, weil sie Dich hassen muß,

als den Zerstörer ihres Glückes; weil sie Dir fluchen muß, als dem Mörder des geliebten Gatten! —

Sollte ich fliehen? — Durfte ich bleiben? —

Von solchen Gedanken und Gefühlen wurde ich rastlos auf meinem Lager hin und her geworfen, bis endlich, lange nach Mitternacht, der Schlummer mich gefangen nahm.

Als ich erwachte, hatte Frost, der das Zimmer mit mir getheilt hatte, dasselbe schon verlassen. Ich sprang auf und war mit meiner einfachen Toilette kaum zu Stande gekommen, als an meine Thür geklopft wurde und der Herr des Hauses selbst zu mir eintrat. Er führte mich zum Frühstückstische, um den ich meine Reisegenossen bereits versammelt fand. Seine Tochter fehlte wiederum an demselben.

Nach eingenommenem Mahle wollten wir aufbrechen, aber der Marquis bat so freundlich, unsern Aufenthalt noch zu verlängern, daß wir seinem Wunsche willfahren und ihn zur Besichtigung seiner Anlagen begleiten mußten.

Auf diesem Wege wußte er scheinbar absichtslos es so einzurichten, daß wir Beide bald allein mit einander waren und eben so unmerklich wußte

er das Gespräch auf meine Reisen, meine Absichten und meine früheren Verhältnisse zu führen. Ich kam ihm hierin mit Offenheit entgegen, ohne jedoch diejenigen Gründe, welche mich bewogen hatten, mich an Julius Frost anzuschließen, weiter zu berühren. Ich mußte bemerken, daß er bei der Erwähnung meines Namens und Standes als Maler stutzte und erregt schien. Und waren Sie, fragte er zögernd, nachdem ich geendet hatte, vor Ihrer Abreise von Rom, wohl auch einmal in St. Petersburg? —

Ich bejahte ganz einfach diese Frage.

Dann, mein Herr, entgegnete er schnell, hat sich meine Tochter dennoch nicht geirrt, wenn sie Sie gestern zu erkennen glaubte. O seien Sie uns tausend — tausendmal willkommen! fuhr er lebhaft fort, indem er meine Hand ergriff und herzlich drückte. Lassen Sie uns, mich, wie meine Tochter, den innigsten Dank gegen Sie aussprechen, für das edle Benehmen, das Sie gegen einen Unglücklichen beobachteten, der uns so nahe angehörte und dessen trauriges Verhängniß Sie leider nicht abzuwenden vermochten.

O mein Gott! rief ich in leidenschaftlicher Er-

regung. So war, so ist jene Dame, welche ich gestern sah, wirklich die Gräfin Dolgobow?

Sie ist es, sprach der Marquis, und Sie, mein Herr, müssen ihr verzeihen; wenn die, durch Ihr unvermuthetes Erscheinen hervorgerufene Ueberraschung sie verhinderte, Sie gestern schon zu begrüßen und willkommen zu heißen. Aber auch sie war ihrer Sache nicht ganz sicher. Jetzt, nachdem ich ihr diese frohe Gewißheit bringen kann, wird sie mit Freuden Sie empfangen. Ich bitte Sie, mein Herr, mir gefälligst zur Frau Gräfin folgen zu wollen, die mit Ungeduld unsrer Rückkehr entgegen harrt.

Ich befand mich in der grenzenlosesten Verwirrung. Mein Herz und meine Gefühle flogen ihr entgegen, während die Erinnerung an alle die entsetzlichen Vorfälle, welche sich zwischen uns gelegt hatten, mich gewaltsam zurückhielt.

Was aber vermochte die todte, blasse Erinnerung, gegen die lebendige, blühende Wirklichkeit, die meine Leidenschaft mir mit den glühendsten Farben vor die Seele zauberte! Ueber alle die Gründe, mit welchen die nüchterne Vernunft mich zurückhalten wollte, trug mich die Leidenschaft

triumphirend hinweg. Sie wiedersehen! Das war der einzige Gedanke, der mich beherrschte. Ich würde der Vernichtung getrotzt haben, hätte man mich von ihr zurückhalten wollen.

Ach, ich schäme mich dieses Geständnisses, denn ich habe für dies Uebermaß zügelloser Leidenschaft, nicht einmal die Entschuldigung der Jugend anzurufen. Ich war ein Mann, der die Hälfte jener, dem Menschen gewöhnlich zugezählten Lebensjahre, schon längst überschritten hatte. Einst hatte ich Anna, mein verlorenes Weib, glühend heiß geliebt, in jener Zeit, wo der Sonnenschein der Jugend das Blut erhitzt, das Herz durchglüht, die Phantasie entzündet. — Ich hatte sie so wahr geliebt, daß kein anderes Bild in meinem Herzen Platz gefunden, seitdem ich ihren Tod beklagen mußte. Aber was war diese Liebe meiner Jugend, gegen die wilde Raserei, welche sich der Sinne des gereiften Mannes bemächtigt hatte? — Laues Wasser gegen geschmolzenes Gold! — milder Zephyr gegen die vernichtende Windsbraut!

Unfähig eines klaren Gedankens, folgte ich dem eilig voranschreitenden Vater zu dem Gemache der Tochter. Aber im Angesichte der Thür, die sie

meinen Blicken verbarg, entfiel mir plötzlich der Muth und zitternd wie ein Schulknabe, mußte ich ihr gegenüber treten.

Eine Befangenheit, der meinen ganz ähnlich, schien indessen auch auf der Brust der Dame zu lasten, als sie in abgerissenen Worten mich begrüßte und mir das Vergnügen bezeugen wollte, welches unser Zusammentreffen ihr bereite.

Was ich entgegnete, weiß ich nicht; wohl aber ist mir erinnerlich, daß, so unermüdlich auch der Marquis versuchte, eine Unterhaltung in den Gang zu bringen oder die begonnene im Flusse zu erhalten, seine Bestrebungen stets kläglich an unserer Einsilbigkeit zerschellten.

Ich wüthete innerlich gegen mich selbst und meine schülerhafte Verlegenheit. Ich wollte meinen Geist mit Gewalt zum Nachdenken zwingen über das, was ich sagen könnte; aber ich fand entweder nicht, was ich suchte, oder wenn ich es endlich gefunden hatte, so war über dem Suchen und Grübeln der Moment verstrichen, in dem ich es hätte aussprechen sollen. Meiner Beziehungen zu Dolgobow wurde mit keiner Silbe gedacht; sie waren für einen jeden von uns mehr als peinlich.

So verstrich die Zeit und ich erhob mich endlich, um stotternd mich zu empfehlen und Abschied zu nehmen für meine Weiterreise.

Der Marquis that lebhaft Einspruch dagegen; ich behauptete die Unmöglichkeit, länger noch verweilen zu dürfen, da anderweite Verpflichtungen mir keine Zögerung gestatteten.

Während ich mich abmühte, meine Lüge wahrscheinlich zu machen, betrachtete mich die Gräfin mit ernsten, forschenden Blicken. Dann trat sie zu mir heran und leise ihre schöne Hand auf meinen Arm legend, sprach sie:

Sie hintergehen uns, um von uns loszukommen. Wollen Sie uns wirklich nicht einige Tage schenken, wenn auch **ich** meine herzliche Bitte mit der meines Vaters vereinige? — Ich bitte Sie dringend, uns diese Gunst nicht zu versagen.

Mein Widerstand brach an dem Zauber dieser Stimme, meine Kraft erlahmte, an dem flehenden Blicke, den ihr Auge in das meine senkte.

Ich versprach, zu bleiben. —

Ich hätte wohl bleiben müssen, auch wenn ich es nicht versprochen hätte! Denn bei dem Zurückschreiten über die Schwelle, trat ich so unglücklich

fehl, daß ich mir den Fuß im Knöchel verrenkte und vorläufig jeder Gedanke, an die Fortsetzung meiner Reise, von selbst schwinden mußte.

Rénard sowohl, wie der sachverständige Matura erklärten, daß Wochen verstreichen müßten, ehe ich den verletzten Fuß wieder würde gebrauchen können. Ich selbst fühlte das und — freute mich im innersten Herzen über den Zufall, der mich hier festhielt. Beide Männer bestanden darauf, ihre Reise fortzusetzen, da ihr weiteres Verweilen mir nicht von Nutzen sein könne. Ich war heimlich entzückt darüber, sie los zu werden. Frost wollte mich nicht verlassen, um mir seine Pflege widmen zu können. Ich wünschte ihn im Stillen zu allen Teufeln, und es gelang mir endlich, ihn davon zu überzeugen, daß ich in der That seiner nicht bedürfe. Am folgenden Morgen setzten alle Drei ihre Reise nach der Wasserfällen fort.

Zwei von ihnen sah ich niemals wieder. Matura und Rénard schlugen, nachdem sie Frost bis in die Nähe von la tête Indienne zurückbegleitet hatten, den Weg nach dem Innern ein. Wie ich in späteren Jahren hörte, haben sie von da ab sich nicht wieder getrennt und sind Beide, in den

Kämpfen gegen die Engländer, die der Uebergabe des Forts Henry voraufgingen, gefallen.

Ich übergehe mit Schweigen die Tage, die mich an das Lager fesselten; selige, wonnereiche Tage, denn Céleste und der Marquis saßen neben demselben, mir die liebevollste Aufmerksamkeit widmend. Ich übergehe die Zeit, die jenen Tagen folgte, und jene mählig sich erweiternden Spaziergänge an der Seite Célestes, wie jene köstlichen Ruhestunden, auf der Klippe bei der einsamen Tanne, über deren Wipfel noch immer glückverheißend der Adler mit gewaltigen Schwingen seine Kreise zog; ich übergehe mit Schweigen jene träumerisch süßen Stunden, wo im Widerscheine der sinkenden Sonne, die blauen Wellen des Ontario, in purpurrothem Scheine flammend, den leichten Nachen wiegten, der mich trug und mein Glück! Sie, deren schönes, reiches Herz sich dem meinen geöffnet hatte, in seligem Vertrauen — mich, der die Fülle seines überquellenden Herzens in das ihrige ergoß.

Als Frost, dessen Excursion sich durch verschiedene Zwischenfälle weiter ausgedehnt hatte, als ursprünglich in der Absicht lag, nach Verfluß meh-

rerer Monate und gegen den Anfang des Herbstes nach la tête Indienne zurückkehrte, um dort Erkundigung einzuziehen, wohin ich mich gewendet haben könnte, stellte ich ihm, dem Ahnungslosen, zu seiner höchsten Ueberraschung, die Gräfin Dolgobow, als meine Gemahlin vor.

Céleste war seit Wochen schon mein angebetetes Weib! Céleste, die, als ich meine Liebe ihr entdeckte, ganz einfach zu mir sprach:

Ich bin Dein Eigenthum, das Du gewonnen hast im Spiele. Und obschon die Scham und die Verzweiflung mich zur Flucht über das Meer getrieben, Dich habe ich nie gehaßt. Nimm Dein Eigenthum, da Du es wiedergefunden. Ich will Dein treues Weib sein, bis der Tod uns von einander scheiden wird, denn ich, ich liebe Dich! —

Ich übergehe auch mit Schweigen die Jahre der Seligkeit, die diesen Tagen folgten, zehn Jahre, die mir in ungetrübtem Himmelsglanze vorüberzogen. Ein liebendes Weib ruhte an meiner Brust, ein lockiger Knabe und ein wonniges Mädchen, das Ebenbild der geliebten Mutter, schaukelten sich auf meinen Knieen. Der Marquis war mir ein verehrter Vater geworden; Frost ein zu-

verläſſiger, treuer Freund geblieben. Ich hatte Alles, was das Leben ſchmückt und was ich ſo ſchmerzlich entbehrt im Leben — Heimath, Freund, Weib und Kind. Mit einem Worte, ich war glücklich, vollkommen glücklich.

Ich muß dieſe Zeit überſpringen, denn ich vermag es eben ſo wenig, die erhabenen Gefühle, die damals mich durchſtrömten in Worte zu kleiden, als der Pinſel des Malers es vermag, den Glanz der Sonne durch die Farbe wieder zu geben. Das Wort iſt kalt, die Farbe matt. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen! —

Nur das Leid iſt geſchwätzig in der Klage; denn es ſucht Troſt und Beruhigung in dem Ausſchreien ſeines Schmerzes und findet Heilung und Genuß in der Zergliederung deſſelben. Aber die Zunge des Glücklichen iſt ſtumm. Das Leid iſt das Gemeingut der ganzen Welt; das Glück, das untheilbare Eigenthum des Einzelnen. Die Beredſamkeit des Schmerzes findet ihren Wiederhall in jeder Bruſt; aber das Jauchzen und Jubeln des Glücklichen findet kein Verſtändniß, ſelbſt in dem treuen Buſen des Nächſten. Dem Unglücke zollt man das Mitgefühl, nicht dem Glücke. Das Un-

glück wird nicht profanirt dnrch die Klagen des Unglücklichen; aber das Glück wird entweiht durch die geschwätzige Mittheilung des Glücklichen.

Zehn Jahre unaussprechlichen Glückes waren mir vorüber geeilt, als ich, wie vor erwähnt, mit meinem Schwiegervater nach dem Hafen hinabschritt, um die Neuigkeiten zu vernehmen, welche Julius Frost für uns von Montréal mitbringen würde.

Es war wenig Erfreuliches, was wir vernehmen mußten.

Der Krieg gegen Englands Ansprüche auf Canada, der sich bereits bis in das dritte Jahr hineingeschleppt hatte, wüthete hauptsächlich zwischen dem Hudson und den benachbarten Seen mit der fürchterlichsten Grausamkeit fort. Montcalm war mit einem zahlreichen Heere an den Ufern des Champlain hinaufgezogen und dem General Webb gegenübergetreten, der eine Reihe mehr oder minder bedeutender Befestigungen und Forts, an der südlichen Seite des Bergrückens im Besitze hatte, welcher sich zwischen den Seen und dem Hudson, da wo derselbe schiffbar zu werden beginnt, hinzieht. Webbs, wie Montcalms Heere wurden durch indianische Banden verstärkt, und die Er-

zählung jenes Krieges würde eine Geschichte der unerhörtesten Greuel und Schrecken liefern, voll von Blut und Mord auf jeder einzelnen Blattseite. Durch Webbs unentschlossene Zaghaftigkeit, der dem von Montcalm hartbedrängten Fort Henry rechtzeitig zu Hülfe zu kommen, verabsäumte, war die Besatzung desselben gezwungen worden, sich zu ergeben, nachdem ihr freier Abzug bewilligt worden war.

Kaum aber hatten die Abziehenden die Wälle des Forts hinter sich gelassen, als noch unmittelbar unter den eignen Augen Montcalms die blutgierigen Verbündeten desselben, die Engländer überfielen und fast bis auf den letzten Mann niedermetzelten. Nur Wenigen gelang es, diesem fürchterlichen Blutbade zu entgehen, in welchem selbst nicht der Weiber, selbst nicht der unmündigen Kinder an ihrer Brust geschont wurde. Ringsumher im Lande verbreitete diese gräßliche Schlächterei Grausen und Entsetzen und Montcalms Siegesruhm wurde durch diese Schandthat mit einem so unauslöschlichen Makel befleckt, daß selbst sein früher, heldenmüthiger Tod, ihn nicht zu vertilgen vermocht hat.

Wahrlich, es war aber auch hinreichender Grund vorhanden zum Grausen und Entsetzen für alle Diejenigen, welche in den weiten Gebieten der Canadas zerstreut und vereinzelt als Ansiedler sich niedergelassen hatten; denn nach dem Gemetzel bei Fort Henry hatte der größte Theil der indianischen Hülfstruppen beider Armeen sich in die Wälder geworfen, um, unbekümmert ob an Freund oder Feind, Franzosen oder Engländer, den so übermäßig geweckten Durst nach Blut weiter zu kühlen. Kein Tag verging, der nicht die fürchterlichsten Nachrichten von den, an den unglücklichen Ansiedlern verübten Gewaltthaten gebracht hätte. Mord, Raub, Brand, wütheten fesselos rings umher.

Da von den Engländern, die von Montcalm hart bedrängt wurden und entmuthigt durch die Uebergabe von Fort Henry und den Verlust verschiedener, dieser Niederlage folgenden Gefechte, weiter zurückgewichen waren, nichts für den Augenblick zu befürchten stand; so hatte der Gouverneur von Montréal dem Julius Frost zugesagt eine genügende Abtheilung seiner Leute am Lorenzo hinauf, nach la tête Indienne marschiren zu

lassen, um die Colonie vor etwaigen Angriffen zu schützen. Weil aber die Behauptung dieses Punktes auch bei künftigen Vorkommnissen von militärischer Wichtigkeit sein konnte, so hatte er die Bedingung gestellt, daß die Besatzung in das wohlbefestigte Blockhaus aufgenommen würde. Frost, unterrichtet von unserm Vorhaben, nach Europa zurückzukehren, dem ja allein nur noch der gegentheilige Wunsch Célestes bisher entgegengestanden hatte, hatte nicht gezögert, in unserm Namen seine Zustimmung zu dieser Forderung zu ertheilen und die zur Occupation bestimmte Mannschaft konnte binnen drei Wochen erwartet werden.

Von eben so großer Wichtigkeit war eine zweite Mittheilung, welche er uns zu machen beauftragt war.

Genau acht Tage nach dem vorausberechneten Eintreffen der Besatzung in dem Blockhause, sollte eine zweite Abtheilung uns oberhalb der Fälle des Lorenzo erwarten, also an demjenigen Punkte, bis wohin wir uns zu Schiffe begeben konnten, falls uns der Landweg dahin zu gefährlich, oder zu beschwerlich erscheinen sollte. Diese hatte den Befehl, uns von dort aus sicher nach Montréal zu

geleiten, von wo aus wir, bei der ungehemmten Verbindung mit Quebeck leicht die Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Europa finden konnten.

Das waren in der Kürze einerseits die beunruhigenden, andrerseits die tröstlichen Nachrichten, welche Frost von seiner Reise zu berichten hatte und man muß gestehen, daß er in Betreff der Sicherheit unserer Colonie, wie unserer eigenen Personen, das Höchstmögliche erreicht hatte.

Demnach hatten wir fast noch vier Wochen vor uns, um die erforderlichen Verfügungen über unser Besitzthum und die nothwendigen Vorkehrungen für unsere Abreise zu treffen. Es war eine arbeitsreiche, eine schmerzlich bewegte Zeit, bis alle diese Vorbereitungen ausgeführt waren und die versprochene Besatzung, in der Stärke von fünf und zwanzig Mann, unter dem Commando eines Offizieres eintraf. Keiner, keiner von uns Allen schied gern und willig, selbst in der Voraussicht, daß die Trennung nur wenige Jahre umfassen werde, von dem Orte, wo ein jeder von uns das Glück und die Zufriedenheit gefunden und in erfolgreicher Thätigkeit alle Widerwärtigkeiten früherer Tage vergessen hatte. Allen unsern Vermuthun-

gen und Befürchtungen entgegen, war die Ruhe und Sicherheit in unserer nächsten Umgebung durch nichts gestört und unser friedliches Verhältniß zu den Eingeborenen durchaus nicht alterirt worden. Nicht von dieser Seite her, sollten die traurigen Befürchtungen eines schweren Unheils, die wie ein Alp auf meiner Brust schon lange drückten, in Erfüllung gehen! — Der Schlag, der mich treffen sollte, kam von einer andern, als Menschenhand!

Mein ahnungsvolles Herz weissagte Unglück; und all' die Aufregung und Geschäftigkeit, in der ich nothwendiger Weise mich befand, war nicht im Stande die trüben Wolken zu zerstreuen, die dichter und dichter sich um meine Seele lagerten und meinen freien Blick in die Zukunft trübten, obschon jeder bestimmte Grund für eine derartige Beunruhigung fehlte.

Ich habe in dem langen Laufe eines wechsel- und erfahrungsreichen Lebens, manchen Anlaß zum Denken und Sinnen gehabt, und manchen Grund gefunden meine Ansichten nach denen Anderer zu verbessern und zu berichtigen. Ich habe Leute kennen gelernt, ernste, ehrenwerthe, würdige und

unterrichtete Männer, welche den Glauben an Vorahnungen verspotteten und Aberglauben schalten. Ich habe nie vermocht ihrer Ansicht beizustimmen und ihren Spott zu theilen, denn ich, — ich habe Vorahnungen. Ob dieses instinctive Vorgefühl aus einen Mangel meiner Organisation, ob es aus einem krankhaften Uebermaße der Reizbarkeit meines Nervensystems entspringe, bleibe dahin gestellt. Zu erklären vermag ich die Erscheinung weder mir noch andern; aber ihr Vorhandensein in mir, ist und bleibt nichts desto weniger eine Thatsache. Niemals hat ein großes Wehe mich betroffen, ohne daß sein vorauseilender Schatten schon lange zuvor mein Herz umdüstert hätte; niemals hat ein großes Glück mir gelächelt, ohne daß sein freudiger Schein ihm voraufgeeilt wäre und mein ganzes Wesen erwärmt und durchglänzt hätte. Ich weiß nicht warum das Leid, warum die Lust mich gleichsam vorbereiten auf ihren Eintritt; ich weiß nicht in welcher Form und Gestalt das Glück oder Unglück für mich in die äußere Erscheinung treten werden; ich weiß nicht wann oder wo, das Eine oder das Andre über mich kommen wird; aber ich fühle das Nahen des Einen

wie des Andern voraus und nenne dies Gefühl, Vorahnung. Ich glaube an diese Ahnung, denn sie hat mich niemals betrogen. Ist dieser Glaube nun, Aberglaube? — Ich für mein Theil muß entschieden diese Frage verneinen.

Es begreift sich leicht, daß, da wir nach Europa zurückkehren wollten, wir durchaus keinen Anlaß hatten uns mit überflüssigem Gepäcke von la tête Indienne zu belasten, und demgemäß unsere Reisebedürfnisse auf das Allernothwendigste zu beschränken suchten. Als die Garnison eintraf, waren diese Vorbereitungen vollendet und es lag mir nur noch die Sorge ob, den commandirenden Offizier, einerseits mit den vornehmsten Häuptern unserer eingeborenen Nachbarn, andrerseits mit den wichtigsten Punkten unserer Colonie bekannt zu machen. Durch diese Pflichten wurden meine Tage jetzt fast ganz in Anspruch genommen und nothwendigerweise meine häufige Abwesenheit vom Hause geboten.

Als ich am dritten Abend vor dem, zu unserer Abreise festgesetzten Tage, von einem derartigen Ausfluge zurückkehrte, fand ich Céleste in ihrem Zimmer, blaß und in Thränen fast zerfließend vor.

Mit Bestürzung forschte ich nach dem Grunde, der zu diesem ganz außergewöhnlichen Verhalten, der sonst immer heiteren und lebenslustigen Frau, die Veranlassung gegeben haben könnte. Lange suchte sie mir auszuweichen und endlich sich zu einem krankhaften Lächeln zwingend, sprach sie, meinen Wünschend willfahren:

Du wirst mich ausspotten, mein theurer Freund, wenn ich Dir den Grund meines Kummers sage. — Ich war mit dem Vater und den Kindern heute Nachmittags bei der großen Tanne, um Abschied zu nehmen von dieser lieben Stelle. Wir hatten uns auf der Klippe niedergelassen und schauten, wirklich recht wehmüthig gestimmt, auf die lieblichen Ufer und die blauen Wellen des Ontario, von denen wir nun scheiden sollten auf lange, unbestimmte Zeit. Ueber uns schwebte mein alter Freund, mein Schützling, mit den mächtigen Schwingen seine gewaltigen Kreise ziehend im blauen Aether. Da stieg vor meiner Seele wiederum der Tag empor, an dem ich ihn an gleicher Stelle zuerst erschaute, ach! mit einem Herzen, das von Gram und Bitterkeit überfüllt war, und deutlich erinnerte ich mich des Augen-

blickes, wo wie ein leuchtender Blitz, der Gedanke durch meine umnachtete Seele schoß: dieser Adler sei mir ein Bote des Friedens und des Glückes.

Nicht wahr, Theuerster, der Gedanke war albern? — Aber er erfüllte mich dennoch mit Freudigkeit und diese Freudigkeit half mir dazu, wieder Herrin zu werden über meine unbotmäßig gewordenen Gefühle und Gedanken, und ich rettete sein Leben, in dem Augenblicke, wo eine tödtliche Kugel seine Brust durchbohren sollte. Ohne diesen zufälligen Umstand wäre vielleicht jener Gedanke flüchtig vorüber gerauscht und vergessen worden, und der Vogel mit ihm. Von da ab aber liebte ich ihn, weil ich ihn gerettet hatte, und wenn ich ihn hoch über mir schweben sah, sprach ich oft zu mir selbst: Er ist dir dankbar und trägt Dein Glück auf seinen Schwingen. Du wirst glücklich sein, so lange er über Dir kreist!

Alles dessen gedachte ich heute wieder und zugleich alle des Glückes, das mir wirklich seitdem geworden, und unwandelbar treu geblieben war, bis jetzt.

Plötzlich krachte hinter uns ein Schuß und wir Alle sprangen erschreckt empor. Das Jubelgeschrei

mehreren rauhen Stimmen im nahen Dickicht, machte uns noch bestürzter. Es ging indessen nur von einigen Soldaten unserer neuen Besatzung aus. Unheimlich rauschte und sauste es über unsern Häuptern. Wir blickten empor. Der Adler schwankte haltlos in den Lüften und stürzte taumelnd zwischen uns herab. Entsetzt starrte ich empor, mit ausgebreiteten Armen. Seine Schwinge streifte hart im Falle mein Gesicht und seine Kralle meinen ausgestreckten Arm. —

Sieh' hier, sprach sie, indem sie ihren rechten Arm entblößte. Er war von der Handwurzel, bis zur Schulter von blutigen Striemen durchfurcht und zerrissen. — Sieh' hier, so hat der Adler Abschied genommen von mir, und so wird das Glück Abschied nehmen mit ihm. — —

Laut schluchzend barg sie das schöne Haupt an meiner Brust und weinte bitterlich.

Ich selbst war durch diese Erzählung aufgeregt und schmerzlich bewegt. Ich versuchte jedoch mich zu fassen und sie zu trösten und es gelang mir endlich, sie wenigstens etwas ruhiger zu stimmen.

Am nächstfolgenden Tage sollte eine Zusammenkunft mit einigen indianischen Häuptlingen

stattfinden. Wir mußten, da der Versammlungsort ziemlich entfernt lag, schon sehr frühe am Morgen aufbrechen. Mit schwerem Herzen schied ich von Hause. Durch ein, am Nachmittage plötzlich unter orkanähnlichem Sturme ausbrechendes Gewitter, wurde unsere Rückkehr bis zum Einbruche des Abends verzögert. Ich fand Alles im Hause in der höchsten Angst und Verwirrung.

Céleste, welche sich vor dem Ausbruche des Unwetters in Begleitung der Kinder, von zwei Leuten auf den See hatte hinausrudern lassen, war noch nicht wieder heimgekehrt.

Im Hafen war reges Leben und Fackeln glänzten auf den Wellen. Fast außer mir stürzte ich dorthin. Frost, der kurze Zeit vor mir zu Hause angelangt war, hatte sogleich alle Männer in Bewegung gesetzt uud war eben im Begriffe auf den See hinauszusteuern. Der alte Marquis, seiner Sinne fast beraubt, zerraufte sein weißes Haar und rief den Namen seiner geliebten Tochter jammervoll in die dunkle Nacht. — Wohin sie sich gewendet, wohin die Vermißten, falls sie noch lebten, von den Sturme verschlagen sein möchten, in welcher Richtung man mit einiger

Wahrscheinlichkeit des Erfolges sie suchen solle, niemand wußte es.

Ich sprang zu Frost in das Boot und rief: Fort, nach dem Mosesberg! —

Man wird sich noch jenes Berges erinnern, auf dessen Gipfel einst Matura uns geführt hatte, um uns den ersten, überraschend schönen Anblick des Ontario zu gewähren. Die scherzhaft von mir hingeworfene Aeußerung, ich habe wie Moses dereinst nach Canaan, so von dieser Klippe zuerst in mein gelobtes Land hineingeschaut, hatte in unserem kleinen Familienkreise zuerst dem Berge diesen Namen gegeben, der dann nachträglich weiter sich verbreitet hatte.

Der Berg, der zu Lande sich nur mit Anstrengung in einem halben Tage gewinnen ließ, konnte bei nicht allzuungünstigem Wehen des Windes, in wenig mehr als einer Stunde zu Schiffe erreicht werden und war für uns der Zielpunkt häufig wiederholter Vergnügungsausflüge geworden. Zum nothdürftigsten Schutze gegen überraschend eintretende Unbill des Wetters, hatte ich auf dem Gipfel desselben eine gedeckte, aus Baumstämmen zusammengefügte Hütte aufschlagen lassen,

welche nach drei Seiten hin geschlossen, auf der vierten offenen Seite, die Aussicht über den See und nach la tête Indienne vollkommen frei ließ.

Hierhin steuerte unser Boot; die anderen wurden nach anderen Richtungen hin beordert.

Wir ruderten, als ob es unser eignes Leben gälte. Wir riefen laut über die Wellen hin, die, obgleich sich die größte Heftigkeit des Sturmes gelegt hatte, doch immer noch nicht wieder sich beruhigt hatten und hohl und dumpf einherrollend, mit blitzenden Schaumkronen durcheinander taumelten.

Endlich erreichten wir den ersehnten Uferplatz. Dort war das gesuchte Boot nicht und eben so wenig vermochten wir am Strande einen hinterlassenen Eindruck desselben zu erkennen, indem die Heftigkeit des Windes, die Wellen weit über den gewöhnlichen Wasserstand hinaufgepeitscht und den losen Ufersand glatt gewaschen hatte. Doch der Mangel dieser Zeichen bewies nicht, daß meine Lieben nicht hier gewesen, nicht noch immer hier sein könnten. Konnte der Sturm das leichte Boot nicht fortgerissen haben, während sie in der Hütte weilten und bangend und zagend der Nacht und

hoffend und harrend der Erlösung jetzt entgegen sahen? —

Ich rief mit der Angst der Verzweiflung den Namen meines Weibes, meiner Kinder. War es das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume, war es das Echo, das an den Wänden der Schlucht sich brach, was mein banges Ohr mit dem trügerischen Wahne täuschte, daß mir geantwortet würde? —

Hoffnungsfreudig stürmte ich den steilen, enggewundenen, gefährlichen Pfad zum Gipfel hinan.

Frost folgte mir auf dem Fuße; zuerst versuchend mich davon zu überzeugen, daß ich mich geirrt; sodann in weiterem Abstande rufend und vergeblich auf Antwort harrend. Endlich gelangte ich athemlos, mit keuchender Brust, auf der Höhe an und stürzte in die Hütte.

Sie war leer.

Daniedergeschmettert von dem jähen Fehlschlage meiner zuversichtlichen Erwartungen, warf ich mich, nach Luft und Fassung ringend, auf eine Bank. Meine niederfallende Hand berührte einen weichen, nachgiebigen Gegenstand. Es war der leichte Strohhut meiner kleinen Tochter. Mit

Entzücken drückte ich ihn an meine Lippen. Mein Ohr hatte sich täuschen können; die Stimme des Herzens in der Brust des Gatten und des Vaters hatte nicht getäuscht. Sie waren hier gewesen, das stand fest. Wo aber waren sie jetzt? — O mein Gott, mein Gott!

Frost, der eben eingetreten war, versuchte meine Besorgnisse zu beschwichtigen und mir die Hoffnung einzuflößen, daß unsere Forschungen nach einer anderen Richtung hin, von günstigerem Erfolge gekrönt sein würden. Er beschwor mich, ihm wieder hinab zum Boote zu folgen.

Meine Glieder waren wie zerschlagen, meine Kniee wie gelähmt. Der treue Freund richtete mich empor und zog mich fort, indem er mich stützte und mir Muth einsprach. Traurig stiegen wir den Berg hinab.

An einer schmalen, höchst gefährlichen Stelle des Weges verlor ich das Gleichgewicht, indem ein loser Stein unter meinem Fuße fortrollte. Ich fiel zu Boden, aber ein Baumstamm, gegen den ich stürzte, bewahrte mich glücklich vor dem Falle in den Abgrund.

Dicht hinter mir schritt Julius Frost. Er

wollte mich aufhalten und über mich hinweg stürzte er hinab, in die gähnende Tiefe.

Verzweiflungsvoll raffte ich mich mit blutendem Haupte auf, und bog mich weit hinunter über die verschlingende Kluft. Finster und schwarz lag sie vor meinen verzweifelnden Blicken und mein Auge vermochte nicht ihre Dunkelheit zu durchdringen. Ich rief, ich schrie seinen Namen hinab. Umsonst! Keine Antwort tönte zu mir herauf. Stumm und schweigsam starrte mir die Nacht entgegen.

Der Gedanke an Weib und Kind war verschwunden aus meiner Seele; die lähmende Mattigkeit aus meinen Gliedern. Ich gedachte nur noch der Rettung des Freundes und raste in wilder Hast den Berg hinab, zur Anlandestelle. Wie ich dieselbe in dieser Aufregung glücklich erreichen konnte, wird mir stets ein ungelöstes Räthsel bleiben.

Die drei Männer, welche das Boot bewachten, waren erschreckt als sie mich vom Blute überströmt, daherstürmend, erkannten. Ich rief sie zur Hülfe auf und nach Verlauf einer halben Stunde lag Julius Frost, einem Todten gleich, ausgestreckt

auf dem Boden unseres Fahrzeuges. Er schien äußerlich unverletzt, aber ein gewaltiger Blutstrom hatte sich über seine bleichen Lippen ergossen. Er war regunslos, besinnungslos.

Wir schlugen die Richtung nach Hause ein. Bald bemerkten wir an dem Scheine der Fackeln, daß mehrere Böte sich von verschiedenen Seiten aus, sämmtlich nach einer Stelle hinbewegten. Dort also mußte etwas Besonderes vorgegangen sein; vielleicht sich das Schicksal der Meinen entschieden haben.

Ich befahl den Cours zu ändern und das Boot dorthin zu wenden. Ich kniete am Boden des Fahrzeuges neben Frost, dessen Haupt, vorsichtig erhöht, auf einem zusammengefalteten Segel ruhte. Mit meinem Taschentuche, das ich in das Wasser tauchte, wusch ich ihm Mund und Stirne, indeß meine Rechte auf seinem Herzen ruhte, forschend nach dem fast unmerklichen Schlage desselben, dem einzigen Zeichen, welches bewies, daß das Leben ihn noch nicht gänzlich verlassen habe.

Endlich kamen wir in die Nähe der versammelten Boote. Ich rief sie an. Auf meine hastige Frage, ob man etwas gefunden habe, blieb Alles still.

Bei diesem Schweigen fühlte ich mein Blut sich förmlich vereisen, mein Haar vor Entsetzen sich sträuben. Klar, deutlich, schaudernd, wußte ich, meine düstere Vorahnung schreite jetzt der schrecklichen Erfüllung entgegen. Wenige Augenblicke später trieb unser Boot zwischen die anderen hinein und prallte, mit leichtem Anstoße an einen anderen Gegenstand an. Es war ein umgestürztes Boot, das man mit dem Kiele nach oben treibend, gefunden hatte. Es war das Boot, in dem mein Weib und meine Kinder ausgefahren waren.

In die Lücke, zwischen dem Sterne des Bootes und dem Steuerruder, hatte eine Hand hineingegriffen und krampfhaft sich in das Ruder eingekrallt. Ich bemerkte diese Hand, als das Boot sich schwerfällig auf den Wellen hob. Die Hand gehörte zu dem Körper des einen Fährmannes; man brach sie mit Anstrengung los und brachte den Mann in ein Boot. Er war todt.

Man machte sich daran, das umgestürzte Boot an einem anderen zu befestigen, um es heimwärts zu bugsiren. In Folge der veränderten Lage, tauchte die Spitze der Segelstange unter

demselben auf. Hatte man das Segel vor, oder während des Sturmes eingezogen und den Mast gelegt? — Man holte ihn herein. Die Stange war über der Segelducht abgebrochen; das kleine Segel noch an ihr befestigt und die Segelleine gleichfalls noch um den Dollbord geschlungen. — An dieser Leine hielt mein Knabe sich mit der rechten Hand, seine Mutter hatte ihn mit ihrer Rechten fest umschlungen und mit der Linken ihre Tochter an das treue Mutterherz gepreßt. — Der zweite Bootsmann fehlte. Er wurde erst nach einigen Tagen, von den Wellen in den Hafen gespült.

Ein düsterer, banger Aufschrei folgte dieser Entdeckung. Aber ich war es nicht, der schrie. Ich stand regungslos und starr, als ob das Alles mich gar nicht anginge und als ob die Hand Gottes mich in fühllosen Stein verwandelt habe. — Der Schrei der Männer verstummte und Todtenstille trat ein. Aber als wäre das Bild dieser Nacht, mit ehernem Griffel in festen Granit gegraben worden, so steht es unauslöschlich noch vor meinen Blicken. —

Eine bleiche Sichel, erglänzt der niedergehende

Mond am Himmel und leichte, wild zerrissene Wolken, jagen hastig an ihm vorüber. Dunkelheit ringsum; die noch dichter erscheint durch den engbegrenzten Kreis, den das Licht der Fackeln über die schäumend bewegte Fluth wirft. An dem Nebel, der von dem Wasser sich erhebt, bricht sich der dunkelrothe Flammenschein; ringsumher gleichsam eine Mauer bildend und darüber hinaus ruht die Nacht, die schwarze, undurchdringlich finstre Nacht. — In der Mitte des hellen Kreises hebt und senkt sich träge und schwer, ein schwarzer Körper; das umgestürzte Boot. Vier andere Böte umringen es und der glühend rothe Schein des Lichtes flackert gespensterhaft, von dichtem Rauche unterbrochen, über die Gesichter harter, eisenfester Männer, die in tiefem Schweigen ein schaurig wildes Geschäft treiben; während unter ihnen die dahin rollenden Wellen, keinen Augenblick Ruhe gebend, sie auf und nieder heben und die ewig wechselnde, flackernde Gluth der röthlichen Flammen, bald über ihr Gesicht hinwegzuckt, bald mit grellem Lichte die zitternden Wellen übergießt. — Lautlos heben sie sanft empor die drei Umschlungenen, mit den nassen

Haaren und den blassen Wangen, die so kalt und starr sind und doch zu leben, zu athmen, sich zu bewegen scheinen, wenn das Wasser sie wiegt und das rothe Licht spielend und hüpfend, über ihr Antlitz und ihre glänzenden Augensterne hinweggleitet. — — Streckst Du die Hand nach mir, mein süßer Knabe? Lächelst Du mir entgegen, mein wonniges Mädchen? Winkst Du mir grüßend mit dem Engelsantlitze, meine theure Céleste, gute, treue Mutter? — Sie lächeln still mich an und schweigen und werden emporgehoben über die schaukelnden Wellen, mit den tropfenden Haaren und den fest sich anschließenden, triefenden Gewändern; und werden still neben einander gelegt in dem größten der Boote und sorgsam umhüllt und bedeckt mit einem Segeltuche. — Und dann erlöschten die Fackeln und alle Böte fuhren dem Lande zu; und kein Laut ließ sich hören, als das Knarren der arbeitenden Ruder, das Anklatschen des Wassers an die Böte und ein oder zweimal ein leises Wimmern des Schmerzes, aus der zerschlagenen Brust Julius Frosts. Sonst war Alles still. Der Wind war zur Ruhe gegangen, die Wälder schliefen, die Männer um

mich her schwiegen in Trauer und Ehrfurcht vor den Todten, ach, und der Mund der Todten war geschlossen, für immer. Kein Laut des Schmerzes, kein Jauchzen der Freude, kein Ausbruch der Zärtlichkeit und Liebe, sollte wieder über diese Lippen kommen, die so süße Töne kindischen Glückes, so süße Worte unendlicher Innigkeit für mich gehabt! —

Düster unter den Falten des grauen Segels verborgen, lag eine dunkle, formlose Masse zu meinen Füßen; das war Alles, was übrig geblieben war, von dem, was mir das Köstlichste gewesen auf der Welt; und nichts war mir gelassen, als die stumme, gräßliche Verzweiflung, die mein Herz zerriß und mein Gehirn durchwüthete. Selbst den Trost der lindernden Thräne, hatte die sonst so gütige Natur, meinem Jammer versagt. Starren, trockenen Auges stierte ich vor mich hin, in sprachloser Gebrochenheit.

Der Morgen dämmerte herauf, als die, mit der Beute des Todes befrachteten Nachen aufliefen, auf dem knirschenden Ufersande des Hafens. In ahnungsvollem, lautlosen Schweigen harrte unserer dort eine kleine Gruppe der Zurückgebliebenen.

In ihrer Mitte der Marquis. Kein Bitten, kein Flehen, hatte ihn zur Rückkehr in das Haus bewegen können. Er hatte dort die Nacht durchwacht und durchhofft, durchbetet und durchweint, mit zerrissenem Herzen. Die kalte Nachtluft hatte seine Glieder erstarrt; der feuchte Nebel seine Gewänder durchnäßt.

Er erhob sich nicht von dem Sessel, den eine mitleidige Hand für ihn herbeigeschafft hatte, als wir an das Ufer stießen. Er fragte nicht, als ich mit den Uebrigen an das Land trat. Regungslos, bewegungslos, ließ er den Fahrzeugen ihre unheilvolle Bürde entnehmen; nur seine Augen blitzten in unheimlichem Feuer und folgten rastlos und mit scharfer Aufmerksamkeit jeder Bewegung. Erst als die Leichen alle neben einander auf dem Sande des Ufers niedergelegt waren, erhob er sich mühsam und wankte der traurigen Stätte zu. Ich wollte ihn stützen, er wehrte mir freundlich lächelnd mit der Hand.

Dann ließ er leise an der Seite seiner Lieben sich auf die Knie nieder; und sein Haupt forschend und prüfend über sie hinneigend, flüsterte er den Umstehenden zu:

Still, still! — Sie schlafen, sie schlafen! — Céleste, mein theures Kind, wach auf! — Antoine, Du lustiger Schelm, erwache! — Claire, mein rosiges Püppchen, auf, auf! — Und als wollte er tändelnd sie erwecken, ließ er mit sanftem Streicheln die Hand über die erblaßten Wangen gleiten.

Hu, wie kalt! rief er plötzlich, indem er die Hand zurückriß und mit verwirrten Blicken um sich schaute. Sie sind todt! — Alle, Alle todt! — schrie er entsetzt und sank zusammenschauernd, mit ausgebreiteten Armen über die entseelten Hüllen. Ein qualvolles Aechzen, ein langsam hinsterbender Seufzer entrang sich seiner Brust. Ich wollte ihn aufrichten; aber er lag, selbst eine Leiche, dahingestreckt über den Leichen der Seinen. Wohl ihm, dem Glücklichen! — Den morschen, verwitterten Stamm hatte der Sturm gebrochen, er durfte nicht trauern über die zerschlagenen Blüthen und die geknickten Aeste; — mich aber, mich ließ er stehen, kahl, entlaubt, zerstört für immer, und doch nicht gebrochen und doch nicht vernichtet, wohl aber preisgegeben dem langsam-jammervollen Hinsterben.

Am Morgen des folgenden Tages bestatteten

wir sie. Der Marquis schläft der Auferstehung entgegen unter der alten Tanne, unter der er den Traum der Ewigkeit zu träumen, stets gewünscht hatte. Céleste und die Kinder wurden an seiner Seite gebettet. Wo werden meine Gebeine dereinst ruhen?

Stumpfsinnig, thränenlos noch immer, hatte ich der Bestattung angewohnt, bis zum Ende; mechanisch einige Hände voll Erde auf die Särge geworfen und schaudernd angehört, wie Scholle auf Scholle, hinabgeschaufelt wurde und hohl und dumpf, die Särge unter der Last erklangen. — Ich hatte trockenen Blickes zugeschaut, wie sich mählig die Grube füllte, bis endlich der Hügel über der Gruft erhöht war. Dann wandte ich mich mit stummen Gruße an die übrigen Leidtragenden, die sich schweigend nach und nach entfernten und schritt den Weg hinan, zu der Klippe über der einsamen Tanne.

Was wollte ich dort? — Dachte ich dabei an irgend etwas? — O nein! — Ich dachte an nichts. Ich hatte nur das unabweisbar schauerliche Gefühl unendlicher Verlassenheit und ich wollte allein sein mit diesem Gefühle.

Sie Alle, die vor Kurzem noch hier geweilt hatten, in der Fülle des Glückes, der Liebe, des Lebens, der Gesundheit und der freudigen Hoffnung, sie ruhten jetzt schon vierzig Fuß tiefer in dem Schooße der Erde, Speise für die Würmer. Ja, sie Alle, der hochbetagte Greis, wie das blühende Weib und die fröhlichen Kinder, sie Alle, Alle! — und doch hatte die Sonne, seitdem sie hier oben zuletzt weilten, ihren Kreislauf kaum erst zum Zweitenmale durchlaufen. — —

Ich betrat den Platz, als müsse ich erwarten sie Alle hier noch bei einander zu finden. — Der Platz war leer und verlassen, aber in seiner Mitte lag verendet — der Adler; und zwischen seinen scharfen Fängen schimmerte ein Fetzen des weißen, feinen Stoffes, den er in seiner Todesangst herausgerissen, aus dem Gewande meiner Gattin, als er herabstürzend ihren schönen Arm zerfleischte.

Bei diesem Anblicke war es mir, als ob ein flammender Blitz hineinschlüge in mein Gehirn und das Blut entzündet würde in meinen Adern zu einem glühenden Strome. Leuchtende Sonnen schwangen sich vor meinen Augen in blitzenden

Kreisen und meine Brust, selbst eine strahlende Sonne, hob sich leicht und frei in seliger Klarheit. — Das Leid war todt — die Sorge gestorben!

Laut aufjauchzend riß ich den Vogel empor in meine Arme und schrie:

Glücksvogel, Unglücksprophet, habe ich Dich endlich! — Bist Du auch todt? — Sie sind Alle, Alle todt! — Komm, komm, daß ich Euch wieder erwecke zu neuem Leben! Wie der Phönix, sollst Du emporsteigen aus der Gluth, und sie Alle mit Dir, der Vater, Céleste und die lieben Kinder! — Alle, alle aus ihrer kalten Gruft. Komm, komm, sie warten unten schon längst auf Dich und mich! —

Dann aber stürmte ich den Berg hinab und schichtete über dem frischen Grabeshügel, mit ununendlichem Eifer einen hohen Holzstoß auf und oben, auf die Spitze desselben legte ich sorgsam den todten Adler. — Bald darauf wallte ein dichter, schwarzer Qualm zum Himmel empor, und dann loderte hoch hinauf die goldige Gluth der züngelnden Flamme, bis sie, höher und höher sich streckend, die hängenden Zweige der Tanne erfaßte

und ziſchend und praſſelnd, gierig hinaufleckte bis in die Spitze des Rieſenbaumes.

Ich aber tanzte und ſprang jubelnd und jauchzend um die Feuerſäule und mehrte die Gluth, wenn ſie nachlaſſen wollte, mit neuen Scheiten. —

So fand man mich wieder, mit verſtörten Sinnen, wahnwitzig!

Man führte mich nach Hauſe und in mein Zimmer, um mich der Ruhe zu überlaſſen. Kaum ſah ich mich allein, als ich den Verſuch machte, das Haus in Brand zu ſtecken.

Mein tolles Jubelgeſchrei, als die Flamme aufloderte, zog zum Glücke einige Müßiggänger der Beſatzung herbei. Das Feuer wurde gedämpft, ich wurde gebunden auf mein Lager gebracht und von da ab, unter ſtrenger Bewachung gehalten.

So lag ich in wilden Raſereien, ſtets nach Feuer verlangend und Flammen, bis mein Zuſtand in ein Gehirnfieber überging. Ein Arzt, der ſchleunig aus Montréal herbeigeſchafft wurde, rettete mein Leben, nach langem, langem Leiden, und während alle dieſer Zeit hatte Julius Froſt bleich, ſtill, geduldig, auf ſeinem Schmerzenslager

gelegen und gefaßt dem Tode in das hohle Auge geschaut.

Der Sturz hatte seine Brust zerschmettert; der Blutsturz sich verschiedene Male schon wiederholt.

Welch ein trauriger Anblick, als wir zum ersten Male uns wiedersehen durften! Er, der kräftige, blühende Mann, war abgezehrt zum Gerippe und auf der, sonst so dunkelgebräunten Wange, lag der gelbliche Schimmer unheilbaren Siechthums; während die tief in ihre Höhlen zurückgetretenen Augen, vergrößert schienen, in dem trüben Glanze, der aus ihnen hervorleuchtete. Am Stabe wankte er mir entgegen. Ach, und ich selbst! — Konnte ich denn anders ihm entgegenschreiten? —

Weinend fielen wir einander in die Arme. Der Herbst war in den Winter übergegangen und der Winter begann schon dem Frühlinge zu weichen, seitdem wir uns nicht gesehen.

Mit dem Vorschreiten der besseren Jahreszeit, begannen meine Kräfte sich nach und nach wieder einzustellen und auch Julius Frost schien sich mehr und mehr wieder zu erholen. Trotzdem fand der Arzt seinen Zustand höchst bedenklich und behaup-

tete, daß nur ein milderes Klima, wie das von Nizza oder Madeira sein Leben zu fristen im Stande sein werde. Der Entschluß, la tête Indienne zu verlassen, wurde auf's Neue gefaßt; denn auch ich sehnte mich hinweg, von einem Orte, wo jeder Gegenstand im Hause, jeder Baum im Walde, jede Blüthe im Garten, mich unaufhörlich an den Verlust meines Lebensglückes mahnte. Endlich empfingen wir die Nachricht, daß das erwartete Schiff in Quebeck eingetroffen sei und demnächst nach Europa zurückkehren werde.

Wir schieden von la tête Indienne, aber wie, darüber laß mich schweigen. Das Wie vermöchte nur der zu fassen, der gleich mir, mit einem Schlage, aus dem Glücklichsten der Unglücklichste aller Sterblichen wurde. Ich möchte nicht wünschen, daß Du mich verständest, denn ich wünsche dem Erben meines Gutes ein leichtes, frohes, zufriedenes Herz! Was ich hier zurücklassen mußte, war nichts weniger, als — Alles.

Unsere Ueberfahrt war langwierig und stürmisch. Der arme Frost litt schwer während derselben, obschon ich seine Leiden, durch die aufmerksamste Pflege und Fürsorge, in jeder Weise

zu vermindern suchte. Als wir endlich im Hafen von Funchal vor Anker gingen, mußte er an das Land getragen werden. Drei Tage später, war er in meinen Armen schmerzlos verschieden. Mit gebrochenem Herzen geleitete ich ihn zu seiner Ruhestätte.

So stand ich denn wiederum allein, mutterseelenallein auf der weiten, großen Erde, die Alles verschlang, was meinem Herzen theuer war. O wie gern hätte ich jetzt ebenfalls Ruhe gefunden in ihrem Schooße, wie freudig wäre ich gestorben! — Aber wie sehr ich auch auf den Tod hoffte, wie sehr ich mich auch nach ihm sehnte, einen Wunsch hatte ich trotzdem noch immer, bevor ich stürbe. Ich wünschte an dem Grabe meiner Eltern und meines Bruders zu beten, ich wünschte zu ruhen neben ihnen, in vaterländischer Erde. Ja, die Sehnsucht, den geheiligten Boden des Vaterlandes wieder zu betreten, siegte über die Sehnsucht nach dem Tode, und das nächste englische Schiff, das von Funchal absegelte, trug mich nach London, von wo aus ich ohne Aufenthalt nach Hamburg weiter ging.

Dort angekommen, ließ ich mein weniges Ge-

päck nach einem Gasthause schaffen und mich selbst sofort nach jenem Hospitale führen, in dem ich einst als Jüngling verpflegt worden war. Es drängte mich, dem wackern Klaus Grothe und seiner würdigen Katharina die Hand zu drücken.

Klaus Grothe schlummerte längst auf dem Hospitalkirchhofe, neben der wackern Frau Katharina. Ein paar Rosenbüsche, die auf einem eingesunkenen Hügel, über Gras und Unkraut fröhlich blühend, sich hinausdrängten, bezeichneten ihren Ruheplatz. Also auch diese todt, die Letzten, an die ich mich anklammern wollte, in meiner Weltverlassenheit! — Aber wo war Paul, ihr einziger Sohn, der rothbäckige, flachshaarige Knabe, der einst auf meinen Knieen sich geschaukelt? — Man wußte es nicht. Ich hinterließ dem Hospitale eine reiche Schenkung, ohne meinen Namen zu nennen, und kehrte, zum Tode traurig, in meinen Gasthof zurück. Unablässig forschte ich weiter nach Paul und endlich gelang es mir, mit Hülfe der Polizei, wenigstens das in Erfahrung zu bringen, daß Paul Grothe, kurz nach dem Tode seines Vaters, sich auf einem Ostindienfahrer verheuert gehabt habe; zugleich aber auch, daß jenes Schiff

bei den Nicobarischen Inseln zu Grunde gegangen und der junge Mann verschollen sei. Dieser Schlag traf mich hart, härter, als man wohl glauben dürfte, denn er zerstörte meine Pläne für die Zukunft. Hätte ich Paul, als einen gut gearteten, braven Jungen wiedergefunden, so hätte ich ihn an Sohnes Statt angenommen und zum Erben aller meiner Habe gemacht.

Auch diese Hoffnung schlug mir fehl und dennoch wollte ich derselben noch nicht ganz und für immer entsagen. Ich hinterlegte bei dem Polizeimeister eine Adresse und setzte zugleich eine namhafte Summe als Belohnung aus, für den, der mir früher oder später, eine sichere Nachricht von dem Leben oder dem Tode Paul Grothes, mitzutheilen im Stande sein würde.

Mehr als zehn Jahre sind seitdem vergangen, und Niemand hat die Belohnung eingefordert. Auch er ist todt! —

Das Verschwinden Pauls änderte meine früheren Beschlüsse einigermaßen. Die Dolgobowschen Güter waren, nachdem ich Céleste so unvermuthet in Canada wiedergefunden hatte, einem nahen Verwandten des Grafen abgetreten wor-

den. Wir wollten Beide nichts mit denselben zu schaffen haben. Jetzt überließ ich die canadischen Besitzungen, deren Verwaltung mir eine lästige Bürde geworden, einem Neffen des Marquis de Ratainville zum Eigenthume, unter der einzigen Bedingung, daß die Gräber der Familie auf la tête Indienne, für ewige Zeiten geschont und erhalten bleiben sollten. Immerhin aber blieb mir noch mein eignes Vermögen und dasjenige, was mir an baaren Kapitalien durch den Tod des Marquis zugefallen war.

Nach einem achttägigen Aufenthalte verließ ich Hamburg wieder, um jetzt in mein Vaterland zurückzukehren. Wer sollte mich dort wohl noch wiedererkennen? — Und wenn man mich erkannte, würde man mich heute noch, nach mehr als dreißig Jahren, als Deserteur zur Verantwortung ziehen wollen? — Wahrscheinlich doch wohl; ganz sicher aber als Mörder! — Nun, und wenn auch das geschähe, würde man heute noch dasselbe Urtheil fällen, wie damals, wo man mich gar nicht gehört hatte? — Gewiß nicht! — Und die eingezogenen Güter? — Was kümmerten sie mich, der ich so eben erst ein Land, größer, als eine Preußi-

sche Provinz verschenkt hatte, an einen Mann, den ich nie gesehen. — Aber mochte kommen, was da wolle, es trieb mich heim, unwiderstehlich heim!

Hinter dem mecklenburgischen Städtchen Grabow, erblickte ich endlich den ersten Preußischen Grenzpfahl, geschmückt mit seinen einfachen Farben. Ha, wie pochte mir das Herz, als ich an ihm vorüberfuhr und mich nun wieder auf vaterländischer Erde wußte. Ich mußte mich zurücklehnen in die Ecke meines Wagens und meine Reisemütze tief in das Antlitz hinabdrückend, meinen Thränen freien Lauf lassen. Ach und mit den Thränen der Freude mischten sich herb auch diejenigen, unendlichen Wehes, als ungesucht und ungerufen mir die Erinnerung die Bilder meiner Vergangenheit, eines nach dem andern, wieder vor die Seele führte. —

Der Abend war angebrochen, als wir die alte Stadt Perleberg erreichten. Unter dem Thore wurde der Wagen angehalten durch die Schildwacht und ein Unteroffizier trat herzu, um sich nach meinem Passe zu erkundigen. Der alte schnurrbärtige Gesell hatte lange bei dem trüben Scheine

seiner Handlaterne, an demselben zu studiren, bevor er ihn mir wieder zurückreichte und mich als unverdächtig passiren ließ; und doch vermuthe ich, daß der brave Bursche auch nicht eine Silbe desselben zu lesen verstand, denn mein Paß war ein französischer und mir von dem Gouverneur zu Quebeck ausgestellt worden. Französisch zu lesen, verstanden die Soldaten des großen Friedrich nicht, aber die Franzosen zu schlagen, wo sie sich blicken ließen, das verstanden sie um so meisterhafter. Doch mochte der Alte nun auch lesen können oder nicht, mein Herz jauchzte vor Freuden laut auf, als ich an ihm die wohlbekannte Uniform wieder sah, und meine dankbare Hand ließ in der seinen, eine reichliche Entschädigung für die Mühe zurück, die ich ihm verursacht hatte.

Am nächsten Tage erreichte ich Havelberg. Von dort aus schlug ich am folgenden Morgen zu Fuß, den Weg nach meiner Geburtsstätte ein. Ich hätte es unmöglich ertragen können, einen Beobachter in meiner Nähe zu wissen, und wäre es auch nur der Kutscher gewesen, der seine Gäule antrieb. Mehr als dreißig Jahre hatten in der Physiognomie der Gegend nichts geändert; denn

die Natur bleibt ewig gleich jung, gleich schön und immer dieselbe. Was des Menschen Hand in sie hinein schafft, oder in ihr zerstört, fällt selten gewichtig genug in die Schaale, um das Characterbild des Ganzen zu ändern. Der Mensch haut einen Wald um und pflanzt sein Korn auf dem freigewordenen Platze; er legt einen Sumpf trocken und baut sein Haus darüber, oder gar sein Dorf; aber die Ströme wandeln fort in ihrem Bette, die Flüsse und Bäche tanzen unbehindert abwärts mit den rauschenden Wellen; die Berge heben nach wie vor, ihre ragenden Häupter empor in unveränderter Gestalt; und wenn die fleißige Hand des Menschen ruht, formt die Natur aus sich selbst heraus wieder das Ursprüngliche, ihr ewig Eigene. Des Menschen Hand schafft oder zerstört nur vorübergehend, aber die Natur ruht nimmer und wirkt ewig fort in gleicher Weise, still und geräuschlos.

So war es auch hier.

Wälder waren gefallen und die grüne Saat wogte, wo einst die hohen Wipfel gerauscht hatten; aber einstmals üppige Aecker standen verlassen und unbebaut und die jungen Schößlinge

eines neuen Waldes, hoben die grünen Wipfelchen empor über dem vereinsamten Brachfelde. Je näher ich der alten, lieben Heimath kam, je sichtbarer wurde der Wechsel im Einzelnen und je mehr war doch Alles, im Ganzen das Gleiche geblieben.

Da stand das alte Gasthaus an der Landstraße, vor dem Eingange des Dorfes, aber unbewohnt und drohte dem Einsturze; obschon noch immer über der halb versunkenen Thür, das alte eiserne Wirthshausschild im Winde knarrte, und noch immer der Husar mit hochgeschwungenem Säbel stolz daher galoppirte, trotzdem der einst so prunkende, rothe, im Winde flatternde Dolman, gar arg schäbig geworden und Schweif und Vorderfüße seines Schimmels, vom Roste weggefressen waren. Unberührt von dem Verfalle des Dolmans, des Schimmels, und des Hauses selbst, schaute jedoch der alte, mächtige Birnbaum neben dem Hause, noch ganz so breit, noch ganz so grün, und noch ganz so blüthenbedeckt über die Hecke, wie einst.

Und dann kam der Weg zum Schlosse. Der Vater hatte ihn mit Saurenkirschbäumen zu beiden Seiten bepflanzen lassen; und wir Buben

hatten die Zeit kam erwarten können, wo die jungen Stämmchen Kirschen tragen würden. Da standen sie nun, fest an einander geschlossen und mit den Kronen in einander greifend, erwachsen zu mächtigen Bäumen; und dann — kam das Schloß selbst. Seine Mauern standen noch, jedoch vom Rauche geschwärzt, mit leeren Fensterhöhlen, klaffenden Rissen und dachlos. Aber die uralten Linden auf dem Vorplatze standen auch noch, und obwohl ein Theil ihrer Zweige, dürr und verkohlt, traurig hinausstarrte in die weiche Frühlingsluft, so grünte doch der andere Theil um so lustiger und mühte sich liebevoll, die verbrannten Kameraden mitleidig zu verhüllen, mit ihrer eigenen grünen Blätterdecke, und Tausende von Blüthen dufteten wie sonst, und Tausende von Bienen summten in diesen Blüthen — wie sonst.

Wie manche heiße Mittagsstunde hatte ich unter dem kühlen Schatten dieser Linden, als Knabe und Jüngling verträumt und dem Summen der Bienen, in dem Blüthendache über meinem Haupte gelauscht, bis über alle dem Grünen und Blühen, Summen und Brummen die Träume unvermerkt hinüber geschwommen waren, in Traum

und Schlummer. Köstliche, wonnige Stunden! Ich warf mich in das hohe Gras, schloß die Augen und horchte wieder, mit bittersüßer Wehmuth. —

Bald standen sie alle wieder vor meinen geschlossenen Augen, die einst die Heimath mir zur Heimath gemacht hatten.

Dort tummelte sich der wilde Kurt im Grase, und des Vaters hohe, kräftige Gestalt, stand vor ihm und schaute mit dem gutmüthig lächelnden Antlitz, auf ihn hinab und seine Stimme ermunterte ihn zu immer tolleren Streichen. Neben mir saß die Mutter, mit dem feinen, zarten Antlitze und lächelte ihnen zu. Ich aber legte schmeichelnd mein Haupt in ihren Schooß und sie zog mich an die Brust und küßte mein Gesicht; sie strich das flatternde Haar mir aus der Stirne und sang dazu mit leiser Stimme, das Lied von Herrn Orlofs Brautfahrt.

Plötzlich traf ein Vergißmeinnichtstrauß meine Wange, und als ich überrascht mich umwandte, da saß Anna zur Seite, das Schürzchen mit Blumen gefüllt und einen Kranz windend. Hastig sprang ich empor, um ihre kindische Neckerei mit

einer gleichen zu erwiedern; aber sie floh vor mir, tiefer und immer tiefer hinein, in das dichte Gebüsch und als ich endlich glaubte, sie erhaschen zu können, — da stand ich einsam an dem Ufer des brausendes Meeres und Anna, nicht das Kind, — nein Anna, mein theures, herziges Weib, schwebte über den öden Wellen und breitete sehnsüchtig die Arme mir entgegen; und wie sie tiefer und tiefer sank, da klang über den Wassern, eine weiche, wehmüthige Melodie und an mein Ohr schlugen die Worte, die schmerzlich bewegten, trauervollen Worte eines alten Volksliedes, in ihrer rührenden Einfachheit:

Sag' mir das Wort, das dereinst mich hat bethört,
Lang', lang', ist's her!
Sing' mir das Lied, das ich einst so gern gehört,
Lang', lang' ist's her! —
Du nur, nur Du, mir das Glück wieder giebst;
Weiß gar nicht mehr, wie so lang Du ausbliebst, —
Weiß ja nur, daß Du dereinst mich hast geliebt —
Lang', lang' ist's her; lang' ist's her! — —

Leiser und leiser, wie Harfengeflüster und Harmonikaglocken, verschwammen Lied und Wort über den Wogen, in denen Anna versank. Anna, theure, liebe, unvergeßne Anna!

So träumte ich geraume Zeit; dann aber er-

hob ich mich und schritt langsam, den Weg durch die Straße des Dorfes nehmend, dem Pfarrhause zu.

Auch im Dorfe sah es traurig und wüst aus. Kinder, mit hellglänzendem Flachshaar und zerrissenen Hemdchen, zogen sich scheu zurück, hinter den vor den Häusern aufgehäuften Düngerhaufen; Weiber mit verwirrten Haaren und schmutzigen Kleidern, schlankgewachsene Männer mit hungrigen Augen, schauten durch erblindete, kleine Fensterscheiben, oder über Thüren, die in der Mitte getheilt waren und deren obere Hälfte offen stand, um dem Rauche des Küchenfeuers freien Abzug zu lassen. Alles sah elend, verwildert, verarmt aus.

Viele Häuser, die ich einst gekannt, lagen in Schutt und Trümmern und selten nur war hier oder dort ein Versuch gemacht worden, ein neues Gebäude an die Stelle des alten zu setzen. Kein einziges bekanntes Gesicht erschien mir unter Allen, die mir begegneten. Welch ein Wechsel gegen sonst und jetzt! —

Endlich gelangte ich an den See. Da lag er vor mir, mit seinen tiefdunkelblauen Wellen, un-

verändert, immer noch wie einst, zwischen den schwarzbewaldeten Hügeln, die seine Ufer umrahmten. Selbst die Rohrgelege und die Binsenplätze, welche das Gestade umsäumend, hier und dort in seine stille Fluth hineintraten, waren die gleichen geblieben und hatten nur im mäligen Fortschritte der Jahre weitere Wurzeln geschlagen, und sich vergrößert. Dort, an jenem Vorsprunge, hatte ich Tage lang mit der Angel gesessen; in jenem Binsenbruche hatte ich die erste Wildente geschossen! In jener Bucht ging der Hecht vorzugsweise gern zur Laiche und dorthin waren wir (wie oft!) in finsterer Februar- und Märznacht hinausgefahren in dem leichten Nachen, um bei dem Schimmer leuchtender Fackeln, die am Grunde friedlich Schlummernden, mit dem blinkenden Speere herauszustechen! — Drüben auf der Höhe stand noch immer, über alle Buchen hinwegschauend, die große Fichte, bei der ich zum ersten Male in meinem Leben, auf dem Anstande einen Rehbock geschossen! Dort in der Niederung, ragte auch noch die Eiche empor, von der aus meine Büchse den Vierzehnender fällte. Ich erkannte sie gleich wieder an der Breite ihres Geästes und an

der Trockenheit ihres Wipfels! — — Hie war Alles unverändert, aber ich, ich? — —

Sinnend wandte ich mich ab.

Die schadhafte Mauer, die damals den Pfarrgarten von dem Wege abgetrennt hatte, war fast ganz verschwunden; nur vereinzelte mächtige Steine kennzeichneten noch die Linie, in der sie aufgeführt gewesen war. Die junge Kiefernschonung, an die einst der Garten grenzte, war erwachsen zum hohen, mächtigen Walde; aber die alten wilden Birnbäume hatten sich nicht von ihm verdrängen lassen und ihre mächtigen Kronen, mit dem hellgrünen Laube zeichneten sich fröhlich ab, von seinen dunklen Nadeln und die weißen Birken schimmerten noch immer glänzend hindurch zwischen den dunkelbraunen Stämmen. — Von der einfachen Gartenlaube, in der ich einstmals mich mit Anna verlobte, war auch die letzte Spur verschwunden; wohl aber stand noch dort der unglückselige Apfelbaum, über dessen hervorragende Wurzel mein Bruder fiel und dann durch seine wilde Heftigkeit mich zum unfreiwilligen Mörder machte. Das Blut, das dort der Boden getrunken, seines, wie meines, war längst

aufgesaugt, verzehrt vom Strahle der Sonne, verweht vom streifenden Winde, verwaschen von dem Regen des Himmels; aber trotz alledem, erkannte ich die Stelle wieder. — Ach, mit welchen Empfindungen! —

Das Pfarrhaus stand noch; es war sogar neu getüncht und schaute mit seinen grünen Fensterläden recht freundlich und einladend von dem Hügel hernieder. Hinter jenem Fenster dort war Annas Zimmer gewesen. — Lang', lang' ist's her, lang' ist's her! — seufzte ich traurig vor mich hin, indem ich wehmüthig nach ihm hinaufschaute.

Ich traute mir nicht Stärke genug zu, um den Eintritt in das Haus zu begehren, und verschluckte eine bittere, bittere Zähre, die unbewußt an meiner Wange herniedertropfte. Was sollte ich auch dort? — Zögernd wandte ich mich ab und schritt auf die geöffnete Pforte des Friedhofes zu.

Die gleiche Verwahrlosung und Zerstörung, die ich überall bisher bemerkt, zeigte sich auch hier. Die Gräber waren eingesunken, von Unkraut überwuchert und größtentheils dem Erd-

boden gleich. Am traurigsten sah die Kirche aus, von ihr stand nur noch ein Theil der westlichen Seitenwand; Alles übrige war ein Trümmerhaufen, theilweise schon von Nesseln und Gräsern überwachsen. Man hatte zwar einmal begonnen gehabt, den Schutt aufzuräumen, aber die traurige Arbeit war bald wieder eingestellt worden. Unsere Familiengruft lag tief unter dem Schutte vergraben. Also auch nicht einmal den Trost gewährte mir die Heimath, an dem Grabe meiner Lieben mein Gebet verrichten zu können! —

Während ich noch trüben Sinnes und gebeugten Hauptes auf der Stelle stand, wo ich die theuren Gräber zu finden gehofft hatte, hörte ich nahe bei mir ein leises Geräusch und bemerkte, als ich mich umwandte einen Menschen, der aus der Tiefe einer Gruft neugierig nach mir ausschaute. Er war offenbar der Todtengräber. Ich rief ihn an und erkundigte mich nach der Ursache der Verwüstung, die ich überall wahrgenommen.

Der Mann, der die Mitte der Fünfziger erreicht haben mochte, hob sich mit einiger Anstrengung aus dem Grabe hervor und trat zu mir

heran. Jetzt bemerkte ich auch, daß er einen Stelzfuß trug. Er betrachtete mich mit großer Genauigkeit und vieler Seelenruhe von Kopf bis zu Fuß, aufwärts und abwärts und sprach dann gelassen:

Seiner Sprache nach ist der Herr ein Fremder, sonst würde er auch wohl wissen, daß das Dorf zweimal während des siebenjährigen Krieges von den Russen geplündert, gebrandschatzt und angezündet worden ist. Das zweite Mal haben wir ihnen indessen ordentlich heimgeleuchtet und dabei ist die Kirche zusammengeschossen worden, worin sich die versl— Rackers verschanzt hatten. Von wegen der Kirche, da müssen wir uns vorläufig noch immer mit der Krugwirthschaft behelfen, denn der Teufel mag wissen, wo das Geld dazu herkommen soll. Na, es geht auch ganz gut im Kruge.

Weiter erfuhr ich noch, daß die jetzige Gutsherrschaft schon seit langen Jahren nicht mehr hierhergekommen sei und das Gut von einem Verwalter bewirthschaftet werde, der, wie mein Gewährsmann sich ausdrückte, zwar nichts von der Landwirthschaft verstehe, dafür aber in allen anderen Dingen desto dümmer sei.

Es war im Ganzen, ein roher Bursche, dieser Todtengräber. Er war Soldat gewesen und hatte eine Marketenderin geheirathet; die schwarze Lene, die aus dem Dorfe gebürtig war. Er hatte sein Bein bei Kollin gelassen und war dann mit der Lene, die sich etwas zusammengespart hatte hierhergezogen, wo er den Dienst des Todtengräbers sehr wohl mit dem des Nachtwächters zu verbinden wußte. Von den Grafenbergs, denen das Gut früher gehört hatte, wußte er nur, daß das eine wahre Satansbrut gewesen, von der vom Vater auf den Sohn, immer einer den andern todtgeschlagen habe, bis zuletzt keiner mehr übrig geblieben sei. Jochen Torgelow, ein Verwandter seiner Frau, war bei Zorndorf gefallen.

Also auch hier kam ich zu spät, um den Liebesdienst zu vergelten, den der brave Jochen einst meiner Anna und mir erwiesen hatte. Auch er, todt! — —

Ich hatte Alles in Erfahrung gebracht, was ich zu wissen wünschte und ging weiter.

Schutt, Trümmer, Verwüstung, Tod, böser Leumund, das war Alles, was ich hier wieder gefunden. Es ward mir unheimlich auf diesem

Boden. Ach, hier in der Heimath war ich verlassener, als überall.

Ich verließ den Kirchhof und schritt auf die Landstraße zurück. In der Nähe derselben barg ich mich in einem Gebüsche, das mich den Augen irgend eines zufällig Vorübergehenden entzog, mir aber den Blick über den See gestattete. Dort saß ich, meine nächste Zukunft überdenkend. Was mich hierher getrieben, kam mir jetzt erst zum entschiedenen Bewußtsein, nämlich die unklare, unbestimmte Sehnsucht, meine Tage in der Heimath, oder doch in möglichst großer Nähe meines Geburtsortes zu beschließen. Das Gefühl des Alleinseins, der gänzlichen Verlassenheit hatte mich bedrückt. Jetzt leistete ich auf diesen Gedanken vollständig Verzicht, denn ich konnte es nicht ertragen, zu wissen, daß auch nicht Einer von denen, die mir in der Jugend in Liebe nahe gestanden, noch existire; daß kein Freundesauge mehr in Versuchung gerathen könne, mich wieder zu erkennen; keine Freundeshand sich jemals wieder ausstrecken werde, um den Druck der meinen zu erwiedern. Selbst hier, wo ich geboren worden, war ich vergessen, verschollen. So wollte ich denn

nun auch vergessen und verschollen bleiben, vor aller Welt. Was mich eben noch belastet und gebeugt, ich warf es von mir und mein Haupt in ingrimmigem Trotze erhebend, sprach ich zu mir: Ich will fortan allein stehen, in der Welt. Ich will niemanden mehr kennen, als mich selbst und für niemanden mehr, soll sich mein Herz wieder öffnen und in Theilnahme schlagen. Die Welt will nichts von mir, ich will von der Welt nichts mehr. Unsere Abrechnung ist geschlossen, wir sind quitt miteinander! —

Dann erhob ich mich eilig und ohne auch nur einen letzten Blick zurückzuwerfen über die Stätten, die mein Kinderfuß beschritten, schlug ich hastig den Rückweg nach Havelberg ein, und machte mich in derselben Nacht noch auf die Reise, um London wieder zu gewinnen.

Mein ganzes, dort deponirtes Vermögen zog ich aus der Bank zurück und kaufte dafür in Amsterdam Brillanten, die sich leicht tragen und verbergen ließen. Nur einen geringen Theil meines Geldes behielt ich zur augenblicklichen Verfügung zurück. In Rom, dem großen Trümmerhaufen einer vergangenen Zeit wollte ich den Tod

erwarten. Ruinen und Schutt, das war es, was zu meiner Stimmung paßte.

Mein Diamanten befanden sich in einer Büchse verschlossen. Ich trug sie neben meinem baaren Gelde und einer Anweisung auf Rom, in einem Ledergürtel, auf dem bloßen Leibe. Um so viel als möglich mir selbst überlassen und unabhängig zu sein, hatte ich beschlossen zu Fuß von Holland aus Deutschland zu durchwandern und durch die Schweiz nach Italien zu gehen.

Ich wollte rasten, wo es mir gefiel; ich wollte weiter gehen, wann es mir gefiel; je nachdem Lust und Laune mich vorwärts treiben und zurückhalten, oder nach rechts und links auszubiegen, mich verlocken würden. Um nicht aufzufallen, wählte ich zu meiner Tracht die Kleidung des geringeren Bürgerstandes.

So war ich denn endlich auf meiner einsamen Wanderung in dem altehrwürdigen Basel und auf schweizerischem Boden angelangt; aber anstatt jetzt den nächsten Weg zum Ziele meiner Wanderung einzuschlagen, widerstrebte es mir, mich von den herrlichen Ufern des Rheines zu trennen, dessen grünen Wellen ich so lange entgegenge-

schritten war, und ich beschloß auch ferner noch dem Laufe desselben zu folgen, so weit als möglich.

War dieser Entschluß das Ergebniß einer bloßen Laune, oder mochte er begründet sein, in dem heimlichen Verlangen, die deutsche Muttererde nicht einen Augenblick früher zu verlassen, als irgend nöthig, das habe ich mir nie zu vollständiger Klarheit zurecht legen können. Genug aber, dieser kleine Umstand entschied mein ferneres Geschick dahin, daß mein Gebein, wenn auch an der fernsten Grenze des Vaterlandes, dennoch in deutscher Erde bestattet werden wird, denn ich habe Deutschland nicht verlassen. Der Mensch denkt und Gott lenkt. —

Es war ein glühend heißer Tag, um die Mitte des Augustmonates, als ich das freundlich gelegene Städtchen Waldshut verlassend, der vielfach gewundenen Landstraße nachfolgte, welche aufsteigend den hochgelegenen waldbedeckten Klettgau durchschneidet, um das Städtchen Thiengen zu erreichen.

Nach mehrstündiger Wanderung ließ ich mich erschöpft an dem Ufer eines freundlichen Baches nieder, den ich soeben auf einem schmalen, hölzernen Brücklein überschritten hatte, um unter dem

Schatten der breitwipfligen Bäume, welche sein Gestade umsäumten, einer erquickenden Kühlung froh zu werden. Der Bach hieß die Schlücht.

Vor mir durch die Gipfel der Bäume hindurch, sah ich in mäßiger Entfernung das Dach eines hohen schloßähnlichen Gebäudes und den Thurm einer daran stoßenden Kirche emporragen. Dort lag Thiengen. Der Ton der Glocken, welche von der Höhe des Thurmes zur Vesper riefen, schwebte gedämpft zwar durch die Entfernung, aber deutlich zu mir herüber.

Hingestreckt in das weiche, duftige Moos und Haidekraut, überließ ich mich ganz dem wollüstigen Behagen, die Blätter über mir flüstern und wispern zu hören uud den Wellen des Baches neben mir zu lauschen, welche schäkernd mit den trägen Steinen und Blöcken scherzten, über welche sie tanzend dahinglitten oder an die sie zornig aufsprudelnd anstießen, oder von denen sie murmelnd und grollend in kleinen, blitzenden Kaskaden hinabsprangen und dann mit unwillig-krausen Häuptern, in beschleunigtem Laufe, der kalten, finster blickenden Wutach zueilten, die ganz in der Nähe ihnen auflauernd, sie gleich in ihrem eigenen

Schooße weiter hinab trug zum jugendlich froh dahinströmenden Rheine. Dazu kühlte der sanfte Hauch des Windes meine heiße Brust, er erfrischte meine glühende Wange und trocknete sanft die Perlen des Schweißes von meiner Stirn, während der ferne Glockenschall auf seinen harmonischen Schwingen die Luft durchzitterte.

O es waltet ein eigenthümlicher Zauber in dem milden Tone fern daher klingenden Glockengeläutes, und mein Gemüth hat sich dem Einflusse desselben nie zu entziehen vermocht. Es stimmt mich weich, milde und versöhnlich. Es redet zu mir in einer Sprache, die mein Herz versteht. Es schmeichelt sich ein in mein Ohr, als locke die Mutter mich mit süßem Kosen an ihre Brust; und indem ich mich willig ihren Liebkosungen hingebe, löst sich der Schmerz und die Beängstigung meiner Seele, in wehmüthig ernster Beruhigung und seligem Frieden. Es giebt kein Werk der Menschenhand, selbst die gewaltig daherbrausende, Mark und Bein erschütternde Orgel nicht ausgenommen, das in einfacherer Weise und in besänftigenderer Wirkung zu meinem Herzen zu reden verstünde, als die einsame, hoch in den Lüf-

ten schwebende Glocke; die Künderin der fliehenden Zeit, die Weckerin des schlafenden Gewissens, die Mahnerin zum Gebete, die Warnerin vor Gefahr, die treue Theilnehmerin an unsrer Lust, die trauernde Begleiterin auf unserm letzten Gange. Wo und wann ich sie auch hören möge, immer horche ich auf ihren freundlichen Ruf und immer findet sie den Weg zu meinem Herzen, in der Freude und im Leide.

Aus der träumerischen Versunkenheit, in welche Bach, Wald und Glockenklang mich eingelullt hatten, schreckte mich der scharfe Schmerzensschrei einer Kinderstimme auf, gefolgt von einem leisen, ängstlichen Wimmern. Ich raffte mich auf und ging dem Schalle nach. Das Ufer war weithin mit Steinblöcken übersät, welche der Bach von dem Gebirge herab hier her gerollt hatte, wenn er von Schneeschmelze und Regengüssen überschwellend, mit brausender Fluth das Thal durchtobte.

Ein Kind, ein Mädchen, von acht bis neun Jahren, saß mit thränenüberströmtem Antlitze auf einem Felsstücke und hob mit rührendem Flehen die großen, blauen, hülfesuchenden Augen zu mir auf. Sie war, von einem Stein auf den andern

springend in kindischer Lustigkeit, auf dem glatten Moose ausgeglitten und der kleine Fuß hatte sich gewaltsam zwischen beiden Steinen eingeklemmt und verrenkt, ohne daß sie nun im Stande gewesen wäre, denselben aus seiner gefährlichen Lage wieder befreien zu können.

Eine junge Gais stand neben ihr auf dem Steine, unruhig darein schauend, als wollte sie fragen, warum das Kind hier verweile, oder es auffordern, doch weiter mit ihr zu springen in lustigem Spiele. Eine zweite weidete neben der Mutter ganz unbekümmert, einige Schritte zur Seite.

Die Worte, die das geängstete Kind mir in ihrer, mir auch sonst schon schwer verständlichen Mundart entgegen rief, habe ich schon um deswillen nicht verstanden, weil ich ihrer gar nicht achtete, indem mich nicht allein der Klang ihrer Stimme, sondern vielmehr der Ausdruck ihres lieblichen, schmerzbewegten Antlitzes überraschte und betroffen machte.

Diese Stimme war die Stimme Claires, meines süßen, ertrunkenen Mädchens! — Ebenso, wie diese wilden, blonden Locken auf des Kindes Schultern in natürlicher Anmuth hernieder fielen,

ebenso hatten Claires Locken ihr Haupt umwallt. So, gerade so, hatte Claire aufgeblickt mit ihren sprechenden, blauen Augen; und die ganze Form dieses Antlitzes, der ganze Ausdruck dieses holden Gesichtchens, war das treue Abbild der Züge meiner geliebten, verewigten Claire!

Die schreckliche Vergangenheit, die traurige Wirklichkeit war in der Ueberraschung des Augenblickes ausgelöscht aus meinem Gedächtnisse. Ja, das war Claire, mein herziges Kind, das ich hier vor mir sah, und freudig ihren Namen rufend, stürzte ich ihr entgegen. Mit einer Anstrengung, die weit über das Maß meiner gewöhnlichen Kraft hinausging, warf ich den Stein, der des Mädchens Fuß eingeklemmt hatte, von seinem Lager und riß das Kind an meine Brust, mit wilden Freudenküssen ihr Haar, ihr Antlitz, ihren Mund bedeckend.

Das Kind weinte leise, indem es mit seinen Armen meinen Nacken umfaßt hielt. Ach, nur zu bald endete die Wonne der Täuschung und die nackte, grausame Wirklichkeit trat siegreich mit dem schonungslosen Fuße auf den Nacken meines köstlichen Phantasiegebildes.

Laut aufseufzend, ließ ich das arme Kind sanft an meiner Brust hernieder gleiten; und jetzt erst bemerkte ich, daß sie nicht im Stande war, auf ihrem beschädigten Fuße sich aufrecht zu erhalten.

Ich versuchte es, den kranken Fuß, der bereits anzuschwellen begann, in das Gelenk wieder zurückzubringen und es gelang mir, obschon das schmerzliche Wimmern des Kindes mir tief durch die Seele schnitt und ihr Schmerz mich fast von meinen Bemühungen zurückgeschreckt hätte. Nachdem ich den Knöchel fest mit meinem Taschentuche umwunden hatte, trug ich die Kleine an den Rand des Baches und ließ sie den Fuß in seinen vorübereilenden Wellen kühlen. Die Kleine fühlte bald Linderung und erzählte mir nun:

Sie sei des Steffen-Marten Tonele; der Vater und die Mutter wären mit dem Friedele, der noch arg klein sei, auf dem Acker zum Korn sicheln und sie habe sollen die alte Gais mit den jungen Gaisen weiden lassen. Jetzt aber pressire es ihr wieder nach Haus, denn die Sonne wolle untergehen und die Gais müsse noch vor dem Nachtessen für den Friedele gemolken werden.

Ich begriff, daß des Kindes Ausbleiben die

Eltern beunruhigen würde und nahm dasselbe, da es auf dem beschädigten Fuße weder zu stehen noch zu gehen vermochte, auf meinen Rücken und trieb mit meinem Reisestecken die lustigen Gaisen langsam auf dem Wege nach Thiengen vorwärts. Die braven Thiere schienen indessen mehr auf die Stimme des Mädchens zu achten, als Scheu vor den Schrecken meines Stockes zu fühlen, und bezeigten sich im Ganzen weit gefälliger und fügsamer, als man nach den capricieusen Launen dieser Thiere und meiner Unkenntniß in Leitung derselben, billiger Weise hätte erwarten dürfen. Genug, wir kamen sammt und sonders, nicht nur im Städtchen, sondern auch vor Steffen-Martens Hause richtig an, woselbst sich meine kleine Heerde sofort, ohne fernere Weisung zu erwarten, in den offen stehenden Stall begab, und ich meine kleine Schutzbefohlene den Händen ihrer überraschten Mutter überlieferte.

Ich empfahl derselben, was ich zur schleunigen Wiederherstellung der Kleinen für nothwendig erachtete, und die Letztere wollte mich nicht eher wieder entlassen, bevor ich ihr nicht das Versprechen gegeben, sie vor meiner Weiterreise noch ein-

mal zu besuchen. Ich hätte auch ohne dies Versprechen es nicht vermocht, mich so bald wieder von dem lieben Kinde zu trennen, an dessen Anblick die freundlichsten, wie die schmerzlichsten Erinnerungen meiner Vergangenheit sich anklammerten; und das in den wenigen Stunden, welche unsere Bekanntschaft umspannten, schon so große Zuneigung für mich gefaßt zu haben schien, wie ich für sie. Der Zustand der Kleinen besserte sich täglich und ihre Anhänglichkeit gegen mich nahm mit jedem Tage ersichtlich zu. Wie hätte meine Hinneigung da nicht mit der ihren gleichen Schritt halten sollen! Jetzt wollte, jetzt konnte ich mich nicht mehr von ihr trennen. Ich hatte ja wiedergefunden, was mein sehnendes Herz für immer aufgegeben und verloren gewähnt hatte — die Liebe eines andern theuren Wesens.

Was war es denn anders gewesen, was mich hinausgetrieben hatte in die Welt, als das Gefühl meiner ungeheuren Verlassenheit? Was war es denn anders gewesen, was den Entschluß in mir gereift hatte, von der Welt mich zurückzuziehen, als der Mangel an einem liebenden Herzen? Ach, mein wundes Herz war noch immer der

Liebe bedürftig und schmachtete und dürstete nach Liebe, gleicherweise, wie es sich sehnte, seine eigene Liebe auf ein anderes Wesen zu übertragen. Der ohnmächtige Trotz, der mich sprechen ließ: die Welt will nichts von mir, ich will von der Welt nichts mehr! — war längst gebrochen, seitdem der warme Sonnenschein der Liebe aus den Augen dieses Kindes in mein Herz gefallen war. —

Wodurch aber sollte ich mein Hierbleiben rechtfertigen ohne die Aufmerksamkeit und die Nachforschungen nach meinen früheren Verhältnissen herbeizuführen, die ganz außer dem Plane lagen, auch ferner still und unbekannt den Rest meines Lebens abzuspinnen? — Schon jetzt hatte mein längeres Verweilen in dem kleinen Städtchen mir der neugierigen Fragen über: Wer? Woher? Wohin? Weshalb? Warum? mehr zugezogen, als ich zu beantworten Lust und Beruf verspürte.

Ein einsamer Spaziergang entschied endlich auch hierin mein weiteres Verhalten.

An der Nordseite des Städtchens, in unmittelbarer Nähe der Kirche und des Schlosses, springt aus einem vorüberlaufenden Gebirgszuge ein mäßiger Hügel, mit abgerundeter Kuppe hervor.

Diesen erstieg ich gern und oft, um mich der weiten, schönen Aussicht zu erfreuen und das Menschengetreibe in den Gassen der kleinen, zu meinen Füßen sich entfaltenden Stadt zu betrachten, da deren alterthümliche Bauart das ohnehin so malerisch vor meinen Augen liegende Bild, mit ganz besonderen Reizen schmückte.

Hier saß ich auch eines Abends in stiller Beschauung, als plötzlich der Gedanke meine Seele durchblitzte: Bleibe hier oben für immer! Du hast hier Alles, was Du begehren magst. Ruhe und Abgeschiedenheit von der Welt und dennoch einen freundlichen Einblick in das enge menschliche Leben und Weben und die weite, reichgeschmückte, erhabene Natur. Hier hast Du nicht nöthig, Dich von dem kleinen Tonele zu trennen. Du wolltest wie ein Einsiedler leben, unter fremden Menschen in dem fernen Rom; siedle Dich an als Einsiedler hier auf diesem Berge, unter Deinen Landsleuten, in Deinem Vaterlande!

Der Gedanke zündete in meiner Brust und ich beschloß ihn ohne Aufschub in Vollzug zu setzen.

Der Berg gehörte mit weitläuftigen Geländen dem Kloster zu Rheinau; ich mußte mich also

für meine Ansiedlung des Schutzes und der Genehmigung seitens des dortigen Abtes zu versichern suchen. Würde ich diese erlangen? — Ich war Protestant, Ketzer, vielleicht der einzige in der katholischen Bevölkerung viele, viele Tagereisen im Umkreise.

Trotz der erheblichen Zweifel, welcher dieser Umstand gegen den glücklichen Erfolg meines raschen Entschlusses erwecken mußte, ließ ich mich von meinem Vorhaben dadurch doch nicht abschrecken und wanderte, nachdem ich am folgenden Morgen, für einige Tage Abschied genommen hatte von dem kleinen Tonele, rheinaufwärts, nach dem stattlichen Kloster Rheinau.

Der Abt, nur „der gnädige Herr" genannt, war ein Mann, der weitaus die Mitte des Lebens überschritten hatte. Er empfing mich mit einer Würde und Leutseligkeit, die ihm sofort mein völliges Vertrauen erwarb. Ich berichtete ihm mit Aufrichtigkeit alle die mannigfachen Trübsale meines bewegten Lebens und den Entschluß den ich gefaßt, dasselbe in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, als Einsiedler, beschließen zu wollen. Ich erklärte ihm meine Be-

reitwilligkeit, für den Fall, daß er seinen mächtigen Schutz mir angedeihen und die Erlaubniß mir ertheilen wolle, mich an die von mir bezeichnete Stelle zurückziehen zu dürfen, sofort zum Besten des Klosters einige Diamanten, im Werthe von 40,000 Franken in seine Hände niederzulegen. Zuletzt gestand ich ihm, daß ich nicht Katholik, wohl aber entschlossen sei, weder in Worten noch in Werken, gegen die durch den katholischen Cultus gebotenen Lehren und äußerlichen Formen zu verstoßen, oder irgendwie ein Aergerniß zu geben.

Wie ich erwartet, hatte ich nach dieser Eröffnung einen harten Kampf zu bestehen, in dessen Einzelnheiten einzugehen ich hier jedoch unterlasse. Es wird genügen, wenn ich sage, daß ich nach acht Tagen, während welcher Zeit ich täglich vertrauliche Unterredungen mit dem Abte hatte, unter Genehmigung meiner Bitte schied. Dagegen war mir als heilige Pflicht auferlegt worden, auf das Gewissenhafteste meinen Versprechungen nachzukommen und überdies mich gründlich mit den Lehren der katholischen Religion vertraut zu machen. Zu diesem Behufe wurde ich reichlich

mit Büchern und Schriften ausgestattet; denn der würdige Prälat zweifelte durchaus nicht daran, daß eine ganz besondere Führung Gottes mich hierher geleitet habe, um von meinem Irrglauben bekehrt und durch seine eigene Vermittelung in den gnadenreichen Schooß der allein seligmachenden Kirche bald wieder aufgenommen zu werden. Schließlich hatte ich die Verpflichtung zu übernehmen, nach Verlauf von drei Monaten mich stets wieder persönlich zu gestellen, Rechenschaft abzulegen von meinen Studien und seinen Unterricht und seine Belehrung zu empfangen. Dagegen wurde mir seinerseits die unverbrüchlichste Verschwiegenheit über meine Verhältnisse, gegen jedermann zugesagt.

Diese Zusage hat mir der Herr Abt auf das Redlichste gehalten; denn als nach Verlauf eines halben Jahres derselbe, ohne voraufgegangene Krankheit, todt in seinem Bette gefunden wurde, ist weder von seiten seines Nachfolgers, noch von anderer Seite her, ein weiterer Versuch zu meiner Bekehrung gemacht worden. Der gnädige Herr hatte mein Geheimniß mit sich in das Grab genommen.

Aber auch ich habe mein ihm geleistetes Wort mit derselben Ehrenhaftigkeit gehalten, und ich konnte es mit gutem Gewissen. Denn es giebt nur einen Gott, den Gott der Christen; und dieser fragt nicht: Hast Du mich nach katholischem, oder nach lutherischem Ritus verehrt? Wohl aber wird er darnach fragen: Hast Du meine Gebote gehalten und geübt, auch gegen Deinen Nächsten, wie Dich selbst? —

Ich habe mich bemüht gewissenhaft diesen Geboten nachzukommen, nach meiner schwachen Kraft und menschlichen Gebrechlichkeit, aber ich habe keinen Werth darauf gelegt, in welcher anderen Weise ich dem höchsten Wesen meine Verehrung zollte. Doch Du, o Herr, der Du die Herzen und die Nieren prüfest, wirst um deswillen keinen Trug finden, weder an dem frommen Abte, noch an mir, sondern Du wirst uns richten, nach Deiner Gnade!

Fröhlichen Muthes kehrte ich nach Thiengen zurück, woselbst ich mir auf dem vorerwähnten Berge ein kleines Haus errichten ließ, das mit einem Thürmchen versehen und von einem kleinen Garten umgeben wurde. Ich trug das Kleid des

Ordens und wenn von der Kirche der Glocken Schall zur Messe und zum Gebete rief, ließ auch ich stets das helle Glöcklein auf dem Thurme meines Häuschens weit hinaus klingen über Wald und Feld; über Thäler und Höhen, über Flur und Forst.

Füge ich noch hinzu, daß ich an den Festen und Sonntagen dem Kirchenbesuche mit Regelmäßigkeit und Andacht beiwohnte, so habe ich im Grunde genommen Alles erschöpft, was meine Thätigkeit als Waldbruder nach Außen hin bezeichnet. Binnen Kurzem jedoch erschloß sich mir noch ein anderes, zwar bescheidenes, aber wie ich zu Gott hoffe, nichts desto weniger für mich und Andere segensreiches und fruchtbringendes Feld nützlicher Thätigkeit. —

Ich habe stets die Menschen und vor allen die Kinder geliebt, die wiederum einem natürlichen Instincte folgend, sich leicht und warm an mich anschlossen. Mein kleines, freundliches Tonele versäumte selten einen Tag, ohne allein, oder in Begleitung ihrer Gaisen zu mir heraufzusteigen. Bald folgten ihr auch ihre Spielkameraden, Buben wie Mädel nach. Meine abgeschie-

dene Lebensweise machte mich um so empfänglicher für die Wahrheit, Frische und Treuherzigkeit, welche die unverdorbenen Kindergemüther vor mir entfalteten; und ich bemühte mich, ihnen das Vergnügen und die Unterhaltung, welche sie mir gewährten, liebevoll und freundlich zu vergelten. Zuerst unterhielten wir uns mit einander. Später versuchte ich mit Glück, ihnen lehrreiche Geschichten oder Legenden zu erzählen, wie sie für ihre Geisteskräfte faßlich erschienen und zugleich geeignet waren ihren Verstand zum Nachdenken zu erwecken und ihr Gemüth zu bilden. Noch später war ich darauf bedacht, ihnen in dem höchst mangelhaften Schulunterrichte eine freundliche Nachhülfe im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. zu gewähren.

Eine glückliche Idee war es, daß ich die Säumigen und Lässigen anzuspornen, und in entgegengesetzter Weise die Fleißigen zu noch regerem Eifer und größeren Fortschritten zu ermuntern, darauf verfiel, denjenigen, welche sich auszeichneten, kleine Belohnungen zu ertheilen.

Da diese Geschenke, wenn ich die mir vorgezeichnete Rolle eines armen Klausners nicht auf-

geben wollte, nur in werthlosen Gegenständen bestehen durften; so verfiel ich darauf, dieselben selbst anzufertigen, wodurch mir wieder die Annehmlichkeit erwuchs, durch eine alte, längst bei Seite geworfene Fähigkeit, eine neue Unterhaltung für die Stunden der Einsamkeit zu gewinnen. Ich verschaffte mir nämlich von Constanz aus, die nöthigen Farben und Malergeräthschaften und zeichnete und malte den Kindern kleine Heiligenbilder, Landschaften und dergl.

Meine Bemühungen wurden nicht allein von der Jugend, sondern auch von dem größten Kreise der älteren Einwohner der Stadt lobend und dankend anerkannt. Ich sah mich allgemein mit Achtung und Ehrerbietung behandelt und fühlte mich wahrhaft glücklich in meiner selbst geschaffenen Lehrthätigkeit.

Dennoch konnte ich nicht immer dem kindischen Spotte, oder dem unüberlegten Schabernacke, namentlich der halberwachsenen Buben entgehen, welche sich darin gefielen, diese oder jene Eulenspiegelei an mir zu versuchen, oder mir einen oder den andern Possen mit Aufwand von mehr oder weniger bedachter, oder unbedachter Bosheit zu

spielen. Zumal in den ersten Jahren, ist es häufig vorgekommen, daß sie meine Abwesenheit vom Hause benützten, um meine Gartenanpflanzungen zu zerstören und mein Obst zu stehlen, oder meine Suppe in die Kohlen zu gießen, oder gar meine Speisen durch Unrath oder hineingeworfene ekelhafte Thiere ungenießbar zu machen. Ich habe diesen Unfug stets mit Ruhe ertragen, und obschon ich niemals klagte, so haben doch einige der jungen Uebelthäter, welche zufällig ertappt wurden, seitens der Obrigkeit harte Strafen erleiden müssen. Späterhin sind Ungehörigkeiten dieser oder jener Art nur selten wieder gegen mich verübt worden.

Es dürfte eigentlich kaum der Mühe werth erscheinen, dieser kleinen Verdrießlichkeiten irgend einer Erwähnung zu würdigen; aber es sind die einzigen gewesen, welche während langer Jahre meine Ruhe auf Augenblicke gestört haben. Den beseligenden Frieden und das stille Glück, das ich während all' dieser Zeit genoß, hat kein Unfall von größerer Bedeutung angetastet.

Tonele erwuchs unterdessen aus einem liebenswürdigen, lern- und wißbegierigen Kinde, zu einer

stattlichen Jungfrau heran, ohne daß die Anhänglichkeit und das Vertrauen, welches sie mir schon als Kind erwiesen, den mindesten Abbruch im Laufe der vorschreitenden Jahre erlitten hätte. Aber auch ich liebte sie mit der zärtlichsten Liebe eines Vaters.

Die Jahre, die ich hier verlebte, kann ich nur vergleichen mit den schönen, sonnighellen Tagen, welche der Spätherbst im Wechsel der Zeiten über die zum Winterschlafe sich vorbereitende Erde scheidend heraufführt. Der Frühling mit Blüthen und Lenzespracht ist vorübergeflohen; die Gluth des arbeitsreichen Sommers hat sich abgekühlt; die Sichel hat die Felder verödet und der fruchtgebeugte Baum sich seiner Last entledigt. Schon hatten trübe Wolken den Himmel umzogen, Stürme die Luft durchbraust. In den tausend Farben des sterbenden Laubes schimmert der Wald und in den abgefallenen Blättern raschelt traurig des Wanderers zögernder Schritt. Alte Mutter Erde, es wird Zeit, Dich zur Ruhe zu legen! — Aber Deine Nacht ist noch nicht angebrochen, nur die Dämmerung hat ihre Boten erst vorausgesandt. Noch einmal fliehen die Wolken

und die Stürme hören auf zu brausen. Siegreich über dem feuchtkalten Nebel des Morgens schwingt sich die Sonne empor mit mildem, erquickendem Strahle. Vorüber ziehen die weißen Sommerfäden, gleich den Träumen, Wünschen, Hoffnungen der jugendlichen Brust und des thatendurstigen Mannesalters, schimmernd und trügerisch enteilend. Treibend im Glanze warmen, schmeichelnden Sonnenscheines schweben sie dahin und schwinden spurlos, wenn der Regen und der Sturm die Flur durchsaust. Ach, die süßesten, schimmerndsten Träume der Menschenbrust tödtet der Ernst des Lebens.

Noch einmal durchströmt den müden Greis des Lichtes strahlende Wärme, und doch fühlt er trauernd, daß diese Sonne nicht den Frühling heraufführt, sondern den Winter, den Tod. Müder Greis, bereite Dich vor zu Deinem letzten, ungestörten Schlummer! —

Dann werden die Tage kürzer, die Nächte länger, der Kampf der Sonne mit den Nebeln wird hartnäckiger, und ob die Luft auch milde und unbewegt bleibt, die welken Blätter fallen doch, eines nach dem andern, bis plötzlich der

Baum entblättert steht und das weiche Leichentuch des Schnees die träumende Erde umhüllt, und mit ihr ein frischgeschaufeltes Grab.

Neun Jahre dieses seligen Lebens waren mir entschwunden und im Laufe eines jeden, trat mir deutlicher vor die Seele, daß mein Herbst übergehe in den Winter. Mein Haar war erbleicht, meine Körperkräfte hatten sichtlich abgenommen. Kränklichkeiten überfielen mich, die mit jedem neuen Jahre schwerer auf mich drückten. Die rauhe Luft der Höhe griff meine Brust an; ich hatte endlich Mühe den Hügel, auf dem meine Klause lag, hinauf und hinab zu steigen. Einige Zeit verging, und ich sah mich endlich genöthigt dieselbe ganz zu verlassen und ein dicht neben der Kirche, an der Stadtmauer für mich erbautes Häuschen zu beziehen. Auch in diesem verlebte ich noch drei Jahre, ehe der letzte, schmerzliche Schlag mein narbenvolles Herz und mein gebeugtes Haupt treffen sollte. Dank dem Herrn, daß ich den letzten schweren Kummer meines Lebens nicht lange mehr zu tragen haben werde!

Je hinfälliger und je schwächer ich wurde, um so mehr bethätigte sich Toneles Liebe und Auf-

opferung für mich und gleich einer liebenden Tochter hat sie mich zärtlich gepflegt bis zuletzt; obschon ein junger, redlicher Bursch ihr Herz gewonnen hatte und der Tag ihrer Verheirathung mit demselben nahe bevorstand.

Ich hatte diesem Tage mit Freude entgegengesehen. Man wird sich noch erinnern, daß ich, als ich den Entschluß faßte, mich hier anzusiedeln, eine Anweisung auf ein angesehenes Banquierhaus in Rom bei mir trug. Dieselbe war von ziemlich hohen Betrage, da sie darauf berechnet war, mir die ausreichenden Mittel für meine Lebenszeit zu gewähren, ohne daß ich genöthigt würde, um des Geldes willen mit irgend einem Menschen noch in Beziehungen zu treten, oder gar zum Verkaufe meiner Steine zu schreiten, welche ich immer noch als das Erbe Pauls betrachtete. Diese Anweisung war durch die Fürsorge des Abtes flüssig gemacht worden und ich hatte, da meine jetzige Lebensstellung weiteren Aufwand nicht erheischte, auch diese Summe mit Ausnahme eines geringen Betrages dem Kloster zugewendet.

Von Paul Grothe war auch bis jetzt noch keine Nachricht eingegangen; er mußte demnach

todt sein und ich konnte zu Gunsten Toneles jetzt anderweitig verfügen. Die Steine sollte sie erst nach meinem Tode erhalten, dagegen hatte ich ihr die bisher fast unberührt gebliebene Geldsumme, als eine nicht unwillkommene Beisteuer für die Einrichtung ihres neuen Hausstandes übergeben. Je älter ich geworden und je einsamer und verlassener ich auf Erden stand, je inniger hing mein Herz an dem Mädchen und je stärker regte sich in mir der Wunsch auch nach meinem Tode noch fortzuleben in ihrer Erinnerung. Sie hatte immer ein Bild von mir verlangt, das ihr meine Züge aufbewahren sollte. Ich malte ein solches und schrieb für sie die, ihr noch unbekannte Geschichte meiner Vergangenheit. Beides sollte ihr nach meinem Ableben zufallen und zugleich sollte sie dabei den Ort erfahren, an dem der ihr bestimmte Schatz verborgen war. Sie kannte das Bild, wußte aber von allem Uebrigen nichts.

War es Eitelkeit und menschliche Schwachheit, oder war es wirklich das unvertilgbare Verlangen der Menschenbrust auch nach dem Scheiden noch fortzuleben bei den Lieben, was mich bewog mein Bild zu malen, das mag unentschieden bleiben.

Der Wunsch einer Fortdauer nach dem Tode liegt so tief in uns eingesenkt, daß sein Keim offenbar von höherer Hand hineingelegt sein muß. Wer vermag da zu sagen, wo die menschliche Eitelkeit aufhört und die göttliche Kraft zu wirken beginnt, oder umgekehrt. Daß ich lebhaft das Bedürfniß nach Liebe und Zärtlichkeit schon frühe empfand, daraus habe ich keinen Hehl gemacht und charakteristisch für mein Empfinden schon in früher Jugend dürfte folgender Vorgang aus meinen Knabenjahren sein.

Ich saß und zeichnete zur Seite meiner Mutter, während diese mit dem Vater und dem Pfarrer sich über die Unsterblichkeit der Seele unterhielt, Kurt und Anna aber spielend in einer Ecke des Zimmers saßen. Als der Pfarrer die Beweise für die Unsterblichkeit zusammenstellte, rief ich plötzlich: Und die Portraitmalerei!

Mein Vater, der sich herzlich wenig mit theologischen Spitzfindigkeiten, wie er das benannte, befaßte, schlug ein lautes Gelächter auf, in welchem Kurt ihm treulich beistand; und selbst der Pfarrer und meine Mutter lächelten. Ich aber war so beschämt über die Albernheit, welche ich

zu Markte gebracht, daß ich mich aus dem Zimmer schlich und viele bittere Thränen vergoß und mich nicht eher wieder zu beruhigen vermochte, als bis Kurt hohnneckend mir nachgeschlichen kam. Da vergaß ich endlich meiner Thränen über dem emporsteigenden Zorne und eine tüchtige Prügelei zwischen uns, folgte als der traurige Beschluß auf meine verunglückte theologische Hypothese.

Ich könnte darüber lachen, fiele mir nicht zugleich bei, daß über Dinge von minderer Wichtigkeit, oder wenigstens nicht größerer, die Welt mit Hader und Blutvergießen oft genug erfüllt worden ist. Hätte man mich nach dem Grunde gefragt, warum ich die Portraitmalerei genannt, ich würde schwerlich eine verständliche Antwort darauf haben geben können. Das Wort platzte mir, wie man zu sagen pflegt, so heraus.

Ich hatte das kindische Wort lange vergessen, bis es sich jetzt in meinem hohen Greisenalter, wo das Auge der Seele mehr als je in die Vergangenheit zurückzuschauen liebt und die Eindrücke der ersten Jugendjahre, sich oft mit größerer Klarheit und Entschiedenheit in das Gedächtniß zurückrufen lassen, als die einer weit späteren Zeit, plötz-

lich mir wieder aufdrängte. Heute aber finde ich es nicht so kindisch mehr, um den beschämenden Spott zu verdienen, dem es damals mich aussetzte.

Stellt man als einen der triftigsten Beweise für die Fortdauer nach dem Tode, und als einen Hauptfactor, jene unabläßig wirkende Kraft auf, die uns stets wehrt dem Glauben nachzugeben, daß wir mit dem Aufhören des letzten Athemzuges lediglich der Verwesung anheimfallen; und daß die geistige Kraft der Seele, welche die trägere Masse unseres Körpers durchdringt und belebt, und die in unserm Wollen und Denken rastlos sich bethätigt; nichts weiter sei, als überschüssiges Nervenfluidum, oder die Wirkung eines Breiklumpens, den wir Gehirn nennen nnd der mit dem übrigen Fleische faulend in das Nichts zurückkehrt; — so kann man leicht um einen Schritt vorwärts gehend, auch die Behauptung aufstellen, daß eben die verschiedenen Aeußerungen, in denen sich der Drang nach dem Fortbestande ausspricht, nicht bloß eben so viele Gründe abgeben um diesen Beweis zu stützen und zu tragen, sondern eben so viele Beweise an und für sich selbst sind. Es hat

der Läugner einer Existenz nach dem Tode Viele gegeben, keinen aber, so weit mir bekannt geworden, der nicht den Drang in sich verspürte, sei es durch Erfindungen, sei es durch gute Handlungen oder durch Schandthaten seinen eigenen Namen wenigstens, auf die Nachwelt zu bringen. Bewußt oder unbewußt bestätigten sie Alle somit durch ihr Handeln siegreich, was sie vergeblich mit dem Munde leugneten und bekämpften, — den Drang nach Fortdauer. Eine solche Beweisstütze ist aber vor allen die Portraitmalerei, denn sie ist von allen dahin einschlagenden Bestrebungen sicherlich die einfachste und rein menschlichste; deshalb aber entzieht sich auch gerade die Frage: Warum willst Du Dein Antlitz denen die nach Dir kommen hinterlassen? am Allermeisten der sicheren Forschung; denn hier mischen sich die zartesten Gefühle der Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit und Anhänglichkeit so innig mit der menschlichen Schwäche und Eitelkeit, daß die stärkste Lupe des Forschers, die feinen, in einander greifenden Fäden, weder zu sondern, noch zu entwirren vermag.

Hätte ich aber auch zu entdecken vermocht, daß nur die Schwäche mich geleitet, ich würde dennoch

dieser Schwäche mich nicht schämen; schon um des Gedankens willen: Es wird bisweilen ein geliebtes Auge auf Deinen Zügen noch ruhen, und ein dankbares Herz Dein Gedächtniß segnen und in Ehren halten. Du hast nicht umsonst gelebt! — Ach, auch diesen freundlichen Traum sollte ich nicht zu Ende träumen dürfen!

Eines Abends, als Tonele zu mir kam, fühlte sie sich unwohl. Ihr Kopf schmerzte, eine unerklärliche Bangigkeit preßte ihre Brust, und in ihren Gliedern fühlte sie eine ungewöhnliche Mattigkeit und Schwere. So schied sie von mir.

Sieben Tage später schwankte ich vernichtet, gebrochen, hinter der Bahre einher, auf der mein bleiches, schönes Kind zu ihrer letzten Ruhestätte hinausgetragen wurde. —

O mein Gott, mein Gott! Meine zitternden Kniee beugen sich vor Dir im Staube und mein Haupt und mein Herz neigen sich vor Deinem Willen in Demuth und Ergebenheit. Mein Auge weint, meine Zunge klagt, meine Seele jammert, aber ich murre nicht. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit!

Mit schwerer, zitternder, kaum zu entziffernder Handschrift hatte der Greis die letzten, noch folgenden Worte geschrieben.

---

Ich habe drei Monate lang auf dem Siechbette gelegen und den Herrn um Erlösung angefleht. Mein Herz blutet um Tonele und ich fühle, daß ich nicht lange mehr auf Erden zu weilen habe. In drei Tagen wird man mich von hier abholen und nach dem Kloster bringen, damit mir bessere Pflege und Wartung werde. Ich bin den Brüdern dankbar für ihre Freundlichkeit, aber ich hätte gern auf demselben Friedhofe geschlummert, der des geliebten Kindes Gebeine umfängt. Auch der Friedele ist gestorben, Toneles Bruder und die beiden alten Leute stehen nun einsam, wie ich. Gott tröste sie! Die Mutter hat mich um das Bild gebeten und mir gedankt, für alle die Güte und Treue, die ich ihrem Kinde erwiesen. Sie soll das Bild haben, aber nichts von dem Geheimnisse erfahren, das es birgt. Die Leute sind alt und wohlhabend und meine Erbin ist todt. Was hülfe es ihnen? —

Ich will dem Zufalle, oder vielmehr der

weisen Schickung Gottes — denn es giebt keinen Zufall, sondern nur eine allwaltende Vorsicht — die Bestimmung überlassen, wer zu meinem Erben erkoren werden solle. Ich segne ihn und wünsche ihm und den Seinen Wohlergehen und Gedeihen. Es wird mir schwer, sehr schwer die Feder zu führen, aber ich muß mich zwingen, damit der Finder wisse, wo er zu suchen, und was er zu erwarten habe.

Hinter meiner Einsiedelei auf dem Berge, der nach meinem Namen der Vitibuck genannt worden, führt ein schmaler Pfad nordwärts durch die Waldung auf die höchste Kuppe. Ganz oben auf der Höhe befindet sich eine Schlucht, nicht unähnlich einem ausgestochenen Wallgraben. Wenn Du diese bis zu ihrer Mitte durchwandelt hast, so tritt hinaus gegen den nördlichen Abhang, wo er sich in das Thal herniedersenkt und Du die Straße, welche über Berghaus nach Bonndorf führt überblicken kannst. Hier schaue Dich um nach einer Weißbuche. Du wirst sie leicht entdecken, da sie sieben Stämme aus einer Wurzel emporgeschlagen hat, welche alle in Manneshöhe über der Erde verkrüppelt und in sonderbaren

Verschlingungen mit einander verwachsen sind, außer dem mittelsten Stamme, der gerade empor über den andern aufsteigt. Von demjenigen Stamme dieser Buche, welcher am weitesten nach Norden gerichtet ist, senkt sich eine starke Wurzel tief den Abhang hinunter. Ich habe dieselbe mehr als Schuhhoch mit fruchtbarer Erde, ihrer ganzen Länge nach überdeckt. Suche diese Wurzel. Genau zwei und einen halben Schuh von dem Stamme entfernt, grabe den Boden unter dieser Wurzel auf und Du wirst in geringer Tiefe auf einen runden flachen Stein, etwa zweier Hände groß treffen, welcher fest in Kalkmörtel eingedrückt ist.

Er verschließt eine kleine, natürliche Oeffnung in dem Felsen. Lüpfe ihn von seinem Lager auf und nimm aus der Höhlung eine zinnerne, fest verschraubte Büchse. Sie enthält die Steine und ein Verzeichniß des Juweliers von dem ich sie erkaufte. In demselben sind sie ihrer Gestalt, ihrer Schwere und ihrem Wasser nach genau beschrieben und der Preis jedes Einzelnen ist verzeichnet.

Eine Urkunde, daß Du, der Entdecker dieser Schrift, wer Du auch sein mögest, mein gesetz-

licher Erbe sein sollst, habe ich ausgefertigt und von dreien glaubhaften Zeugen unterzeichnen lassen.

Meine Geschäfte auf Erden sind hiermit vollbracht. Ich bitte den Herrn, mich bald von hinnen zu rufen, und mir ein leichtes Sterbestündlein zu gewähren; wie ich zugleich ihn bitte Dich in seine treue Vaterhut zu nehmen. Gott erbarme sich meiner und segne Dich! Bete für mich! Amen.

# Siebentes Kapitel.

Durch Nacht, zum Licht.

Noch immer saß Herr Zachäus eifrig beschäftigt mit der Durchsicht der ihm so unverhofft zugefallenen Papiere, als bereits das Abendglöcklein läutete und die Hausfrau eintrat, um ihn zum Abendessen abzurufen. Er hatte darüber nicht blos das Angeln, er hatte sogar vergessen, dem gewohnten Schoppen nachzugehen. Bei dem gemeinsamen Nachtmahle war er wortkarg und zerstreut und zog sich sofort nach demselben auch wieder auf sein Zimmer zurück, in welchem er zur Verwunderung seiner Frau, fast den größten Theil der Nacht noch, bei dem Scheine seiner Lampe durchwachte.

Was der geneigte Leser schnellen Blickes durchfliegen konnte, hatte Herr Zachäus erst mühsam

ordnen und zusammenstellen müssen; denn die verschiedenen Heftchen und einzelnen Blätter waren weder nummerirt, noch paginirt, noch der Reihenfolge nach zusammengelegt, sondern vielmehr bunt und kraus durcheinander geworfen. Vielleicht waren sie den zitternden Händen des Greises entfallen und gerade so, wie er sie wieder aufzuraffen in Stande gewesen, an Ort und Stelle gebracht worden.

Ungeachtet des langen Aufsitzens war aber der Herr Oberschauer dennoch nicht bis an das Ende gelangt und hatte, aller Ermüdung zum Trotze, noch obenein eine unruhige und schlaflose Nacht gehabt, weil sich ihm so mancherlei Gedanken und Combinationen aufdrängten, die ihm immer von Neuem wieder zu sinnen und zu denken gaben.

Erst im Laufe des folgenden Tages konnte er die Lesung der Papiere beendigen. Dies gethan, griff er noch einmal nach dem ihm zuerst vor die Augen gekommenen Blatte, studirte das Testament wiederum mit allem Bedachte und verschloß endlich vorsichtig Alles mit einander in einem Fache seines Schreibepultes.

Mit über dem Rücken zusammengeschlagenen Händen, durchmaß er, sinnend auf und abwandelnd, den Raum seines Zimmers. Endlich blieb er stehen und sprach:

Das ist in der That eine wunderliche Geschichte und gemahnt mich lebhaft an meine Kinderzeit und an meine gute, liebe Mutter! — Honigkuchen, Zuckerkandis, Bonbons, was überhaupt nur süß schmecken mag, Süßholzwurzeln nicht ausgenommen, hatten damals für mich eine ganz gewaltige Anziehungskraft, und wenn die Mutter mit mir zufrieden gewesen war, sprach sie wohl zu mir: „Zachelchen, bist ein lieber, artiger Junge gewesen. Komm her, mach' den Mund auf und die Augen zu!" Dann kam ich und kniff die Augen zu, so fest als möglich, und sperrte den Mund auf, fast mehr als möglich und war überselig vor Vergnügen, wenn mir auch nur ein ganz kleines Stück Zucker hineingesteckt wurde. Manchmal zwar gab es wohl auch statt des Zuckers einen freundlichen, neckischen Schlag auf den Mund, wenn ich ihn gar zu weit aufgerissen hatte, aber das störte mich nicht, denn ich wußte doch bestimmt, daß die Süßigkeiten nachfolgen mußten.

Gute, liebe Mutter! Du meintest es so herzlich gut mit mir und hast gewiß keine Ahnung davon gehabt, wie viel Leid mir im Leben aus der Angewohnheit erwachsen ist, die Augen zuzumachen und den Mund aufzusperren, wenn ich glaubte, etwas Gutes verdient zu haben und erwarten zu dürfen!

Flugs vertrauensvoll mit dem **unzeitigen Mundaufsperren** bei der Hand, vergaß ich immer der Mund **rechtzeitig aufzumachen,** und meine kleinen Verdienste so in das Licht zu bringen, daß sie auch andrerseits gehörig gewürdigt werden könnten; und während ich die Augen zuhielt, hatte irgend ein Anderer die seinen offen und schnappte mir den ersehnten Bissen vor dem Munde weg. Glücklich genug, wenn ich nicht obenein noch einen derben Schlag auf den Mund bekam, aus dem weder Freundlichkeit noch Neckerei, sondern allein grober, massiver Ernst sich heraus demonstriren ließ! —

In der That, die Süßigkeiten sind mir rar, recht rar geworden, seitdem die Mutter nicht mehr sagen kann: „Komm, Zachelchen, bist brav gewesen, mach' den Mund auf und die Augen zu!"

Nachher freilich habe ich mich oft dazu zwingen wollen, die Sache umgekehrt anzugreifen und die Augen aufzusperren und den Mund — zu halten; aber das Ding hat mir erst recht nicht glücken wollen; ich war eben von Kindheit an auf's Gegentheil dressirt.

Da kommt nun jetzt der Bruder Veit mit seinem Testamente und sagt: „Mach' den Mund auf, Zachelchen, es kommt Dir was!" und ich weiß in der That nicht, ob ich die Augen dabei offen halten oder schließen soll. — Während mich das Glück mein Leben lang behandelt hat, als ob ich gar nicht auf der Welt existirte, und als ob mein ehrlicher Name in keinem Kirchenbuche eingetragen wäre, da wäre es doch gar zu wundersam, wenn mir noch in meinen alten Tagen eine gebratene Taube in den Mund geflogen käme, die vor hundert Jahren und darüber schon gerupft und zurecht gemacht worden ist, für meinen Urgroßvater. — Der alte Herr scheint es indessen wirklich ernst zu meinen und das Glück hat Launen; es wäre also nicht ganz unmöglich, daß es sich auch mir einmal von der gutgelaunten Seite zeigte. Also, Zachäus, versuch's noch einmal! —

Mach' den Mund auf und die Augen — auch! — Wenn Du aber trotzdem wieder angeführt sein solltest, so drück' die Augen zu und den Mund auch, fest, ganz fest, damit man Dich nicht noch obenein verhöhne! — —

Herr Zachäus öffnete die Thür seines Zimmers und rief in das Haus: „Elsbeth, mein liebes Kind, bringe mir doch einmal die alte Bibel!"

Nachdem Elsbeth das Buch gebracht und sich wieder entfernt hatte, nahm Herr Zachäus dasselbe zur Hand, betrachtete mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit den alterthümlichen Schnitt und Einband, sowie die schweren, getriebenen silbernen Eckstücke und die Beschläge, welche dasselbe schützten und verschlossen, und sprach:

„Es ist doch ein wohlthuendes Gefühl, sorgsame und ehrenfeste Voreltern gehabt zu haben. Eine bürgerliche Familie kann selten über ihren Großvater hinaussehen und verfließt gewöhnlich jenseits der dritten Generation wieder in dem großen Strome des Menschengewühles. Dank meinem Ur-, Ur-Großvater, reichen aber meine Familienkenntnisse abwärts bis zum Großvater meines Urgroßvaters; und sie waren Alle ehrenwerthe Leute!"

Er löste darauf die alterthümlichen silbernen Klammern, welche das Buch verschlossen hielten, aus ihren Haften und schlug die letzten Seiten auf, welche aus mehreren Blättern beschriebenen und mehreren, noch unbeschriebenen Papieres bestanden. Seine Augen weilten sodann auf einigen Zeilen, welche mit einer so geraden und steifen Handschrift eingetragen waren, als hätte der Schreiber Buchstaben und Zeilen eben so probemäßig in Reih und Glied aufmarschiren lassen wollen, wie eine Rotte der bestausexercirten Grenadiere. Diese Zeilen aber lauteten:

„Heute, als am 7. Novembris im Jahre des Herrn 17—, wurde ich, Peter Klaus Grothe, zur Zeit weisen Senates und wohllöblicher Bürgerschaft dieser berühmten Stadt Hamburg wohlbestallter Wärter an ihrem Hospitale zu St. Johann, von meiner Ehefrau Elisabetha Catharina, geborene Gerberin, durch die Geburt eines Knaben erfreut, welcher am dreißigsten Tage desselbigen Monates zu St. Nicolai in der heiligen Taufe die Namen Peter Paul erhalten hat.

„Hm! hm! sprach Herr Zachäus, nachdem er gelesen, dieser Klaus Grothe ist offenbar der nämliche,

dessen der Herr von Grafenberg gedenkt und sein Sohn Paul derjenige, welchen er so vergeblich zum Erben gesucht hat. Sehen wir einmal, was Peter Paul von sich sagt. — Aha, hier kommt's! —"

Ich sollte Soldat werden, wie mein Vater gewesen, aber das Wasser zog mich mehr an und ich ging mit seiner und der Mutter Einwilligung zur See. Nachdem Beide todt waren, verdingte ich mich auf einem Indienfahrer, die „Gezina" von Rotterdam. Van Blaeer, der Kapitän, ein ewig betrunkener Holländer, behandelte uns wie das Vieh. Schon zum dritten Male hatte er sich thätlich an mir vergriffen, als wir kaum Cuxhaven klar gemacht hatten. Es war bereits dunkel, als das geschah. Ich ergriff in der Wuth eine Handspake, schlug ihn zu Boden, sprang in die Jolle, die noch hinter dem Sterne trieb, schnitt das Halbtau ab und entwischte. Ich kam mit der Fluth unweit Brunsbüttel zu Land und suchte so eilig als möglich Lübeck zu erreichen. Von hier aus ging ich mit der englischen Brigg „Chanticlear" nach Rostock. Die „Gezina" ging bei den Nicobaren mit Mann und Maus zu Grunde, ich aber rettete hier zufällig die Tochter

eines wohlhabenden Kaufmannes, als ihr Boot im Hafen umschlug. Auf Zureden des dankbaren Vaters trat ich in sein Geschäft ein und seine Tochter Rosina Maria wurde mein ehelich Weib.

„So, so!“ sprach Herr Zachäus, nachdem er bis hierher gelesen hatte, „das war Alles, was ich wissen wollte. Meine Erinnernngen haben mich nicht getäuscht. Dieser Paul Grothe, der Soldat werden sollte, wie sein Vater gewesen, war mein Urgroßvater und der bestimmte Erbe des Herrn von Grafenberg, daran kann kein Zweifel mehr obwalten. Uebrigens deutet die Art und Weise seiner Entfernung von dem Schiffe darauf hin, daß der alte Herr etwas heißblütig als Jüngling gewesen sein muß und zwar zu seinem und meinem Glücke. Ohne diesen unüberlegten und etwas außergewöhnlichen Gebrauch den er von einer Handspeiche machte, wäre er sicher bei den Nicobaren ertrunken, wie alle Uebrigen und hätte mich um die Ehre gebracht, ihn als meinen Vorfahren anerkennen zu dürfen; zu gleicher Zeit aber auch um das Vergnügen, als doppelt legitimirter Erbe, von der Hinterlassenschaft des Bruders Vitus Besitz zu ergreifen. —“

„Ho, ho, Freund Zachäus!“ unterbrach er sich in seinem Selbstgespräche, „ertappe ich Dich schon wieder einmal auf alter, böser Angewohnheit? — Sperrst Du nicht schon wieder den Mund auf, mit geschlossenen Augen? Mach' lieber einmal erst die Augen auf und dann rede von dem Vergnügen, Besitz von der Erbschaft des Bruders Veit zu ergreifen — sofern sie nämlich noch vorhanden ist. Sperre die Augen auf, Zachäus! Was siehst Du? —“

„Ich sehe,“ sprach er sich selbst antwortend, „ich sehe einen ältlichen Herrn, den das Leben weidlich abgeknufft und gepufft hat bisher, und das bin ich! und ich sehe auch, daß seit einiger Zeit ein ganz wundersames Verhängniß mich umstrickt und forttreibt, schier ohne mich nach meinem Willen zu fragen, ja sogar ganz gegen meinen Willen. Ich sehe mich sitzen an dem Altwasser des Rheins und Träumen nachhängen und fühle mein Herz sehnsüchtig schlagen nach Bergesluft und Waldesduft. — Ich sehe mich schlummernd liegen, im Buchenschatten bei der St. Wendelskapelle und habe einen Traum, wegen dessen ich verspottet werde von den Meinen und über den ich selbst

lachen muß. Ich sehe mich sitzen und einen Brief lesen, den Freund Schloßherr geschrieben und mir fehlen die Mittel, um seinem Wunsche zu genügen, der auch der meine. Ich sehe wenige Stunden darauf mich wiederum vertieft in einen Brief von Freund Philippus, der alle Hindernisse aus dem Wege räumt. — Ich sehe mich mit Erstaunen auf einem Berge, der der Vitibuck heißt und sitze auf der höchsten Spitze desselben in einer Weißbuche, welche sieben Stämme aus **einer** Wurzel getrieben hat, und schaue hinunter in ein Thal, durch welches der Weg über Berghaus nach Bonndorf sich schlängelt, aber ich sehe auch bis dicht zu meinen Füßen heran, den Rücken des Berges abgesprengt und in einen Steinbruch verwandelt. Das Alles sehe ich. Ob aber die Büchse des Bruders Vitus noch in ihrer Felsenspalte ruht, oder längst schon mit den Steingeröllen hinabgefahren ist in die Tiefe, das sehe ich nicht; und das zu sehen und zu wissen, wäre doch gerade die Hauptsache! —

Ich sehe aber auch noch etwas Anderes aufdämmern vor meiner Seele und der blaue Nebel, als der es mir zuerst erschien, fängt an eine feste

Gestalt zu gewinnen, die meinem Freunde Graffen so gleich sieht, wie ein Ei dem andern. Ich sehe die Bilder eines Jünglings und eines Greises und die Aehnlichkeit zwischen beiden ist unbestreitbar. Wie kam Graffen in den Besitz des ersteren, und warum behauptet er, es sei ein Familienbild? — Da liegt das Räthselhafte, was ich noch nicht durchschauen kann! — Aber ruhig Blut, Zachäus, da treibst Du schon wieder mit vollen Segeln aus dem Hundertsten in das Tausendste! — Sachte, mein Freund, sachte! — Sperr' die Augen auf, für die Hauptsache und das Nebensächliche wird sich ohne Zweifel von selbst finden! —"

Er klappte nach diesen Worten die Bibel zu, schloß sie mit ihren Klammern fest zusammen, griff nach Hut und Stock und lief hinaus in die freundlich lockende Frühlingssonne. Als er von seinem Spaziergange wieder heimkehrte, war er über sein ferneres Verhalten völlig mit sich im Reinen.

Wenige Tage später empfing er die Genehmigung eines mehrtägigen Urlaubes, um den er angehalten, und theilte der überraschten Familie die Nachricht mit, daß er mit dem ersten Morgen-

zuge des folgenden Tages eine kleine Erholungsreise antreten würde, von welcher er jedoch bestimmt in vier oder fünf Tagen zurück zu sein gedächte.

„Aber mein bester Zachäus," rief die Frau Oberschauer, während die Kinder in schweigendem Erstaunen nach ihm hinschauten, „wie kommst Du denn nur auf den Gedanken jetzt schon eine Reise thun zu wollen? Bist Du denn etwa plötzlich Deinen unsterblichen Schnupfen los geworden, oder willst Du Dir nur muthwillig die Gesundheit ganz und gar verderben?"

„Nicht doch, liebe Alte," sprach Herr Zachäus, der sich bereits auf eine kleine Nothlüge gefaßt gemacht hatte, „keines von Beiden trifft zu. Diese Reise hat weder mit Bergesteigen noch Waldstreiferei, noch viel weniger mit dem Vergnügen etwas zu schaffen, sondern sie ist lediglich dem Zwecke meiner geistigen Fortbildung und der wissenschaftlichen Förderung meines Berufes gewidmet. Es wird Dir einleuchten, daß ein Mann wie ich, der dem Fortschritte huldigt, einer derartigen Aufforderung, wenn sie einmal an ihn ergangen ist, sich nicht zu entziehen vermag."

„Ich bin ganz verwundert über Deine Rede," sprach die Frau, „weil ich kein Wort davon verstehe."

„Das hab' ich mir wohl gedacht," sprach Herr Zachäus beifällig lächelnd, „und ich werde mir es daher angelegen sein lassen, Dir das Verständniß zu öffnen und zugleich auch, Dir die unabweisbare Nothwendigkeit dieser Reise begreiflich zu machen.

Sieh liebe Frau, das ganze Wesen unserer jetzigen Zeit ist ein fortschrittliches, und der verständige Mann, der seine Zeit begreift, kann sich dem unwiderstehlich drängenden Zuge dieser Zeit auch nicht entziehen. Dieser innere Drang unseres Jahrhunderts ruft vor Allem nach Einigung des Getrennten, und nach inniger Verbindung und Verschmelzung des Geschiedenen. Um nun aber diese Einigung und diese innige Verbindung herzustellen, und auf dem dornigen Wege des Fortschrittes die Verschmelzung zu erzielen, gleicherweise Veraltetes und Verbrauchtes abzustoßen, ja oft Schädliches und Mißbräuchliches zum Vortheile des Ganzen zu beseitigen, ist es dringend nöthig, daß nicht allein die verschiedenartigsten Meinungen mit einander ausgetauscht, sondern

auch, damit dies erfolgreich geschehe, vor allem die todte Buchstabenschrift beseitigt werde, welche sich bisher in der unfruchtbaren Form von Berichten, Broschüren, Aufsätzen und dickleibigen Abhandlungen breit machen durfte; dagegen aber im lebendigen Austausche der Meinungen von Mund zu Mund, von Geist zu Geist, der richtige Standpunkt gewonnen werde, für das gemeinsame Ringen nach dem gleichen Ziele und die Gewährschaft seines glücklichen Erfolges." —

„Vater!" rief Ferdinand jetzt hellauflachend, „ich glaube, Du hast den ganzen Winter hindurch nur Cicero studirt. Deine Satzbildung und Dein Periodenbau sind ächt — classisch!" —

„Meinst Du wirklich mein Sohn?" sprach Herr Zachäus bescheiden. „Du schmeichelst mir, indem Du diese Probe für etwas mehr nehmen willst, als eine eingeschrumpfte Frucht aus dem Schnappsacke jugendlicher Erinnerungen. So wohlthuend indessen auch Deine schätzbare Bemerkung auf meine Gefühle wirkt, und so viel Ehre sie Dir selbst macht in Betreff Deiner eigenen classischen Bildung, so muß ich Dich doch bitten, mich nicht wieder zu unterbrechen, denn ich habe noch mehr

zu sagen.“ Gegen seine Frau sich wendend, fuhr er fort:

„Ob Du mich in Betreff dieses hohen Zieles nun bereits auch schon ganz genau verstanden, liebes Weib, möchte ich den unsicheren Blicken nach, mit denen Du mich noch immer zu beschauen beliebst, einigermaßen anzweifeln; da mir jedoch daran gelegen, jede Unklarheit von Dir fern zu halten, so will ich es Dir sogleich mit einem einzigen Worte ganz genau bezeichnen. Die große Errungenschaft unserer Zeit wurzelt in dem glücklich gelösten Problem, die Einheit und Einigkeit des Getrennten, die innige Verschmelzung und Verbindung des Geschiedenen zu bewirken, durch — Zweckessen. Seit dem unglücklichen Zweckessen, das die Königin Marie Antoinette den Garden gab, kannst Du alle politischen und unpolitischen Erfolge in Europa nach Zweckessen abzählen, wie die Gebete nach den Kugeln des Rosenkranzes. Doch, was spreche ich von der Politik, die mich gar nichts angeht und Dich auch nicht! — Ich habe es nur mit der Wissenschaft zu thun und die Wissenschaft unserer Tage schreitet mit Riesenschritten vorwärts, im Zweckessen. Naturforscher,

Aerzte, Polizeibeamte, (ob auch diese von der Polizei überwacht werden, weiß ich nicht) Eisenbahnbeamte, Ingenieure, Handelsstände, Notare, Juristen, Apotheker, Zahnbrecher, Hühneraugenoperateure und Hühnerzüchter, ja Gevatter Schneider und Handschuhmacher rufen aus allen deutschen Vaterländern, in allen deutschen Zeitungs- und Intelligenzblättern, die Fach- und Standesgenossen auf zur gemeinsamen feierlichen Berathung bei Fortschritts-Zweckessen, nebst anderen angenehmen Lustbarkeiten, zur Erholung von der schweren Versammlungsarbeit. Das wissenschaftliche Princip ist, Gott sei Dank, nicht mehr das ausschließliche Eigenthum der gelehrten vier Facultäten, sondern es durchdringt alle Schichten und alle Stände der heutigen Generation.

Bei eingehender Betrachtung der Holsteiner Austern und des lockenden Chabli, bespricht man mit höchster Wirksamkeit das bedauerliche Vorhandensein der Austernbärte sowie chinesischer und einheimischer Zöpfe, bei Braten und Burgunder die wirksamsten Mittel zur Ausrottung derselben. Man tauscht gegenseitig die geistreichsten Ansichten über Saucen und Gesetzesstellen, Hummersalat

und Krebsschäden der menschlichen Gesellschaft, in specie des eigenen Standes aus. Man erläutert und erörtert bei den Knackmandeln, Meinungsverschiedenheiten über Budgetfragen und hohle Zähne, man beleuchtet Capern und nebenbei Caprera; man kommt bei dem chateau Lafitte ganz ungezwungen auf den Handelsvertrag mit Frankreich; und eben so natürlich bei den Haselnüssen zum Mecklenburger Haselstock und durch die Proportionen desselben auf die Nothwendigkeit deutscher Einheit in Maaß, Gewicht und Münze. Der angeschnittene Pudding bietet Gelegenheit zu den geistreichsten Betrachtungen über Kegelschnitt, Spurweite der Eisenbahngleise, Tunnels und Ueberbrückungen und was sonst in den Betrieb einschlägt, und schließlich setzt man beim Dessert und dem Champagner den Vorort für das laufende und den Zweckessensort für das nächste Jahr fest, der stets in einer merkwürdig schönen Gegend gelegen sein muß. Kurz man verhandelt angenehm und gründlich zugleich, indem man die geistige Arbeit mit der körperlichen verbindet und endlich bei einer Tasse Kaffee mit Cognac, sich zu erholen sucht von den Anstrengun-

gen des Fortschrittes auf den weiten Gebieten der Fachwissenschaften und der Kochkunst; und gern bereit ist, auch fernerhin sich als williges Glied dem Ganzen zum Opfer zu bringen und eben so muthvoll und unerschrocken dem Märtyrerthum einer braven Indigestion entgegen zu sehen, als würdevoll und gefaßt gegen die liebenswürdigen Folgen eines unbegreiflichen Katzenjammers anzukämpfen."

Ferdinand stieß seine Mutter mit dem Ellenbogen an und zischelte halblaut über den Tisch, indem er die Pantomime des Trinkens machte: „Es lebe die Wissenschaft, das Pflichtgefühl und der ungebeugte Mannesmuth, Hip, hip, hip, Hurrah hoch!"

Ein allgemeines Gelächter erhob sich; aber der Vater sprach mit gewichtigen Pathos:

„Ruchloser Knabe, Du treibst mit dem Entsetzen Scherz! Cave canem, mein Sohn, cave canem! — Du aber, liebe Frau, höre weiter:

Diese wissenschaftlichen und fortschrittlichen Bestrebungen führen in der Kunstsprache nicht den Namen Zweckessen, und man hütet sich wohl von Polizeizweckessen und dgl. mehr zu sprechen. Man bezeichnet sie etwa, Handelskammerbera-

thungen, Naturforscher- und Juristentage, Apothekerversammlungen, Hühnerzüchtungsvereinssitzungen ꝛc. aber bei allen, ohne Ausnahme, gipfelt die wissenschaftliche Forschung sich hinan zum Essen und die vorzüglichsten, lehrreichsten und überzeugendsten Reden sind die Toastreden. Es würde ein Hohn gegen den Fortschritt, ein Faustschlag in das Antlitz der Cultur sein, wenn jetzt noch die Oberschauer und Obereinseher allein sich zurückziehen wollten, von der großen gewichtigen Aufgabe, auch in ihrem Kreise das Reich der Wissenschaft sach- und zeitgemäß zu fördern. Nein Fortschritt, Wissenschaft, Drang des Jahrhunderts fordern mit Kraft und Energie die Abhaltung eines Oberschauerlichen Vereinigungstages. Das obligate Zweckessen ist ausgeschrieben auf übermorgen, im Gasthause neben dem Wasserfalle zu Schaffhausen und als erwählter Festordner habe ich die heilige Verpflichtung, als Erster und Letzter auf dem Platze zu sein."

Nachdem Herr Zachäus mit höchst salbungsvollem Tone diese Rede zu Ende geredet hatte, schaute er sich mit triumphirenden Blicken im Kreise um und fragte:

„Habt Ihr mich jetzt Alle verstanden?“

Die Mädchen lächelten und die Frau Oberschauer sprach lachend:

„Das also war der langen Rede kurzer Sinn? Gott sei Dank, daß Du doch endlich einmal mit alle dem Unsinne fertig geworden bist. Wenn mir das Wörtchen dumm nicht anstößig erschiene, so würde ich sagen, ich hätte bei dem Anhören derselben, eine gewaltige Aehnlichkeit mit dem Schüler im Faust verspürt. Konntest Du denn nicht gleich sagen, Du wolltest zu einem Diner? — Ich hätte Dich von vorn herein so gut verstanden, wie hinterher und hätte vor einer Viertelstunde schon Dir eben so gut wie jetzt, viel Vergnügen zu demselben wünschen können. Im Uebrigen aber thue mir nur den einzigen Gefallen und werde nicht der Märtyrer einer braven Indigestion, oder das bedauernswerthe Opfer der liebenswürdigen Folgen eines unbegreiflichen Katzenjammers. Hast Du mich verstanden, Alter?“ —

Herr Zachäus verbeugte sich ernsthaft und recitirte sehr pathetisch: „Ich trage nichts von Deinem Glück im Herzen und doch versteh' ich Dich!“ —

Der übrige Theil des Abends verging unter gemüthlichen Plaudereien. Herr Zachäus schien heiterer, als er seit langer Zeit gewesen, begab sich aber trotzdem früher auf sein Zimmer und brummte, während er sich entkleidete: Das Lügen ist doch ein saures Stück Arbeit!

Am Nachmittage des anderen Tages trat er zur höchsten Ueberraschung seines Freundes Schloßherr, bei demselben in das Zimmer.

„Ei willkommen Zachäus!“ rief dieser ihm entgegen. „Sagt mir doch Mann, was Euch hierher bringt?“

„Ist mir erwünscht, wenn ich Euch willkommen bin,“ sprach der Ankömmling. „Meine Frau und die Kinder lassen grüßen. Wo steckt denn die Burgfrau?“ —

„Bei einem großen Kaffee,“ berichtete Herr Schloßherr.

„Auch gut!“ sagte Herr Zachäus, dann kann ich es mir vorläufig gleich etwas bequem machen in Eurem Sopha, und Eure Frage beantworten. Seht einmal, bester Freund, ganz genau kann ich es Euch aber doch bei dem besten Willen eigentlich nicht sagen, weil ein kleines Geheimniß dabei

ist, von dem ich annehmen muß, daß es nicht ganz und gar mein eigenes ist. Ihr sollt es aber später oder früher noch einmal ganz haarklein erfahren. Laßt Euch unterdessen an dem genügen, was ich Euch für jetzt mittheilen kann. Mich führt in der That nichts Anderes hieher, als die Lust den Vitibuck zu besuchen und an Ort und Stelle ganz genaue Untersuchung anzustellen nach dem, was sich vielleicht noch hier in der Gegend an Reliquien von dem Bruder Veit erhalten haben mag. Der Mensch interessirt mich ganz außerordentlich, seitdem ich vor einiger Zeit die Entdeckung gemacht habe, daß das Bild, welches ich hier kaufte, und im Scherze für das Seinige ausgab, wirklich das Portrait desselben ist und zwar obenein ein Ipse fecit. Ich will mehr von dem Manne wissen. Das ist Alles, was ich Euch vorläufig sagen kann."

„Nun, so behaltet in Gottes Namen Eure Geheimnisse, sammt denen des Bruders Veit für Euch!" sprach Herr Schloßherr. „Aber ein schnurriger Zachäus seid Ihr doch, und man muß Euch eben nehmen, wie Ihr seid. Darf man vielleicht fragen, ob Ihr nicht etwa Lust habt Bruder Veits

Lebensgeschichte zu schreiben, etwa unter dem Titel: Vitus, der Einsiedel des Vitibuck. Eine Ritter-, Räuber-, Geister- und Klostergeschichte aus dem 18. Jahrhundert. Gedruckt in diesem Jahre bei u. s. w."

„Möglich wär's schon!" sprach Herr Zachäus trocken. „Ob man vielleicht in Rheinau Etwas von ihm erfahren könnte?"

„Möglich wär's schon," sprach Herr Schloßherr in gleicher Weise, „aber nicht sehr wahrscheinlich, denn er ist dort blos gestorben."

Damit ging die Unterhaltung der beiden Männer auf ein anderes Thema über; dann kamen die Kinder herein, später kehrte die Burgfrau ebenfalls zurück und der Abend verstrich unter lebhaftem Gespräche.

Am folgenden Morgen bestieg Herr Zachäus den Vitibuck. Es war ihm ganz eigenthümlich zu Muthe, fast als ob er auf Raub und Diebstahl ausgehen wollte. Ueber die schöne Gegend, an der er sich sonst so herzlich erfreut, ließ er, auf der Höhe angekommen, kaum einen flüchtigen Blick gleiten, sah sich aber dagegen forschend nach allen Seiten um, ob nicht etwa ein Holzsammler,

oder irgend ein anderer Mensch zufällig in der Nähe sei.

Als er sich allein wußte, schlug er den zur Nordseite der Berges führenden Fußpfad ein. Er kannte ihn noch ganz genau. Endlich gelangte er an die bezeichnete, ihm wohl erinnerliche Schlucht. Er hätte neben derselben hingehen können, aber er stieg gewissenhaft hinab und ein wahrhaft geisterhaftes Gefühl überschlich ihn, als sein Fuß in die welken, halb vermoderten Blätter einsank, mit denen sie angefüllt war. Wie oft mochte der Fuß des Greises einst hier gewandelt haben! Er glaubte fast über halb versunkenen Grüften hinzuschreiten, und das Rascheln des Laubes erfüllte ihn mit einem unheimlichen Schauer.

Dennoch ging er langsamen Schrittes weiter und trat mit wirklich erleichtertem Herzen endlich an der vorgeschriebenen Stelle wieder auf den Rand des Grabens. Nicht weit davon sah er die bekannte Buche. Es konnte kein Irrthum möglich sein; nur diese konnte gemeint sein. Welcher Unterschied gegen damals, wo er sie zuerst entdeckte, geschmückt mit ihrem herrlichen Blätterputze und er übermüthig hineinkletterte in das Gezweige,

und heute; wo die langgespitzten, schmalen, dunkelbraunen Knospen noch eifersüchtig das schwellende Grün umhüllten und die nackten Stämme und Aeste, kahl und entblößt sich in einander schlangen in trauriger Verkrüppelung; den Windungen der Schlange im Märchen gleich, die zusammengerollt über dem Schatze des Zauberers liegt, giftgeschwollen denselben hütend.

Herr Zachäus trat näher.

Sein Auge flog hinab in das Thal, das unter ihm lag in friedlich stiller Einsamkeit, und schweifte dann forschend hinauf über den Rücken des Berges. Kaum ein Dutzend Schritte entfernt von seinem Standpunkte, begann der Steinbruch, dessen er sich von früher her erinnerte, schroff und steil seine Wände in das Thal hinab zu senken. Er trat um den Baum herum, nach demjenigen Stamme spähend, der am weitesten in der Richtung nach Norden hervorgesproßt war. Eine starke Wurzel lief von dem unteren Theile desselben über den Boden fort, der Senkung des Abhanges folgend, bald demselben dicht sich anschmiegend, bald wieder in knorrigen Krümmungen hoch sich darüber erhebend. Das mußte die Wurzel sein, de-

ren Bruder Veit Erwähnung gethan, obschon die Erde, welche der Klausner einst darüber angehäuft hatte, längst vom Winde entführt, vom Regenguß weggewaschen und in das Thal hinabgerissen worden war. Kahl und nackt lag sie da, vor den Blicken der Forschers.

Noch einmal schaute Herr Zachäus sich lange und prüfend um. Niemand war in der Nähe; auch nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen. Jetzt ließ er sich — und das Herz schlug ihm hoch auf, in ängstlicher Sorge und Erregung — nieder auf das Knie und maß mit prüfendem Auge, die vorgeschriebene Entfernung vom Stamme. Sodann holte er aus seiner Tasche ein festes Waidmesser hervor, mit langer, spitziger Klinge und breitem Rücken, das, aufgeschlagen, einem Dolche glich, und machte sich darüber her, mit Hülfe desselben die Erde unter der Wurzel an der bestimmten Stelle zu entfernen. Die Arbeit ging weniger leicht von Statten, als er gedacht. Die Erde war nicht allein hart, sondern auch von gröberem und feinerem Wurzelwerk nach allen Richtungen hin durchwachsen und durchflochten. Alles das mußte mühsam durchschnitten und ent-

fernt werden. Dann wurde der Boden lockerer; bald darauf traf er auf eine Lage Steine, die mit Fleiß und Bedacht über einander geschichtet zu sein schienen. Das Messer, zwischen die Fugen derselben gedrückt, mußte als Hebel dienen, um sie, einen nach dem andern, zu lockern, bevor er sie herausziehen konnte. Schon über zwei Fuß tief hatte er sich hinabgearbeitet und mehr als eine Stunde, in Schweiß gebadet, auf seine Arbeit verschwendet, da plötzlich stieß er auf festen Grund und erkannte zu seiner Freude den flachen Stein, der ihm als Schlußstein der Höhlung und als Wahrzeichen angezeigt worden war. Er war in Mörtel eingebettet und der Mörtel war hart, wie der Stein selbst. Die Grube mußte erweitert werden, ehe er Raum genug gewann, um mit seinem Messer, indem er mit einem Steine auf dasselbe schlug, den Kalk ringsum in kleinen Stücken absprengen zu können. Abermals war eine Stunde in angestrengter Thätigkeit vergangen. Da endlich wankte der Stein; ein kräftiger Schlag trieb das Messer hinein in die Fuge, ein paar heftige Rucke noch, und er war gelöst.

Ein unwillkürliches: „Na Gott sei Dank! —

Endlich doch!“ klang ganz vernehmlich von Herrn Zachäus Munde, und ein paar tiefe, aus voller Brust eingesogene und herausgestoßene Athemzüge beurkundeten, wie sauer er es sich hatte werden lassen und wie sehr zufrieden er sich in seinem Herzen fühlte über die glückliche Beendigung der eben so ungewohnten, als anstrengenden Arbeit. Sodann beugte er noch einmal sich tief hinab in die Grube, senkte halb zagend, halb trotzig entschlossen, den Arm in die frei gewordene Oeffnung, und zog im gleichen Augenblicke eine fast schwarzgewordene Büchse aus derselben hervor, welche er als des Klausners Vermächtniß erkannte und schleunigst zu sich steckte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieselbe fest verschlossen war.

Von der Mühe die so eben geöffnete Grube wieder zuzuschütten, dispensirte sich Herr Zachäus ohne Weiteres; gab sich aber dafür mit um so lobenswürdigerem Eifer, dem preiswürdigen Geschäfte hin, seinen äußeren Menschen nach Möglichkeit von dem Schmutze wieder zu säubern, den er in Ausübung seines Schatzgräberberufes auf demselben angesammelt hatte. Eine Arbeit, eben so unerquicklich, als nothwendig, wenn Herr Za-

chäus nicht als Musterbild eines Vagabonden und Strauchdiebes vor den Leuten erscheinen wollte; leider aber von so unvollständigem Erfolge gekrönt, daß namentlich Hände, Ellenbogen, Kniee und Stiefel allen Säuberungsprozessen zum Trotze, einen höchst abschreckenden Anblick gewährten! — Zum guten Glücke kam er indessen unbemerkt und eben zur rechten Zeit in dem Hause seines Freundes an, um noch vor dem Mittagstische sich den erforderlichen Abputz geben zu können und das Erbschaftsobject in seiner Reisetasche sicher unterzubringen.

„Wo haben Sie denn den ganzen Vormittag über gesteckt Herr Zachäus?" fragte die Burgfrau.

„Auf dem Vitibuck, verehrteste Frau! Nur um deswillen bin ich ja hierher gekommen und um — um —"

„Nun, um — um — und was noch Herr Zachäus?"

„Um Ihretwillen, meine Gnädigste" erwiederte er mit höflicher Verneigung.

„Mehr schmeichelhaft, als wahr, mein Verehrtester," entgegnete die Dame.

„Durchaus nicht, hochgeschätzteste Burgfrau" fiel

Herr Zachäus hastig ein; „bedenken Sie doch nur, hatten Sie nicht Höchstselbst im verwichenen Sommer mich aufgefordert einige Verse über diesen angenehmen Berg zu machen? Hatte ich's nicht versprochen und schändlichster Weise vergessen? — Da plötzlich drückt mich mein Gewissen, ich eile spornstreichs hierher und gebe Ihnen den Beweis —"

„Ei bester Herr Zachäus, zeigen Sie schnell her, was Sie geschrieben, sprach die Burgfrau schelmisch lächelnd, —"

„Geschrieben?" fragte Herr Zachäus sich ganz verwundert stellend,

„O geschrieben habe ich noch keine Zeile; ich wollte auch nur sagen: ich gebe Ihnen den Beweis meines guten Willens. Ich kam um mich in die nöthige Stimmung zu versetzen, die Situation zu studiren, Jagd zu machen auf Gedanken, Stoff zu suchen für schöne Gefühle und einen Schatz zu heben von poetischen Bildern."

„Und haben Sie gefunden, was sie suchten?" lautete die Frage.

„Ich hoffe," erwiederte Herr Zachäus, „es soll sich Alles als gut und ächt erweisen."

Man setzte sich zu Tische, und Herrn Zachäus Unterhaltung war während der Mahlzeit wunderlich und abspringend. Bald schien er im Nachsinnen vertieft; bald wieder von dem lustigsten Humore übersprudelnd, erzählte er die launigsten Anecdoten von der Welt, von denen er bis an's Ende kein Wort vergessen hatte, als — die Pointe. Nachdem Herr Schloßherr ihn stillschweigend beobachtet hatte, sprach er:

„Hört einmal Zachäus, Ihr kommt mir heute grade vor als sei Euch etwas Außergewöhnliches passirt und wüßtet noch nicht recht, ob es Gutes oder Schlimmes zu bedeuten habe; und da gemahnt Ihr mich durch Euer Gebaren an unsern alten Hauskater, dem ich einmal als Junge eine Blase mit Erbsen an den Schweif gebunden hatte. Das arme Thier schien, als es das Rasseln hinter seinem Rücken vernahm, zuerst noch zu überlegen, ob es die Sache von einer ernsthaften oder scherzhaften Seite anzusehen habe. Als aber mit jeder Bewegung das Klappern und Rollen stärker wurde, machte er einige ganz tolle, lächerliche Kapriolen, und —"

„Riß aus, als ob der böse Feind hinter ihm

her wäre," setzte Herr Zachäus seines Freundes Rede ohne Umstände fort. — „Ja, ja, ich kenne das! Bin auch einmal jung gewesen und habe mancherlei erlebt!"

„Getroffen!" sprach der Schloßherr, „aber der Spaß hatte auch seinen Ernst, denn das Teufelsvieh setzte zuerst auf den Tisch und riß meiner Mutter Staatslampe herunter, die nagelneue Astrallampe, und dann fuhr es hinaus durch's Fenster und zwar durch die Spiegelscheiben, die damals noch verdammt selten und theuer waren. was mir nach beendeter Untersuchung und geschlossenen Acten, einen ganz artigen Rücken voll Schläge eintrug."

„Ist Euch Recht geschehen!" sprach Zachäus. „Aber die Moral von der Geschichte bleibt immer die: Ehe Du einem Kater Erbsblasen an den Schwanz bindest, trage die Lampe hinaus und öffne das Fenster, denn er reißt allemal aus und zwar mit Vehemenz. Deshalb ersuche ich Euch freundschaftlichst mein lieber Schloßherr, mir zur gehörigen Zeit die Thüre zu öffnen, zum Abmarsche mit dem nächsten Bahnzuge. Hört Ihr nicht wie die Blase schon hinter mir rasselt, da

Ihr doch die Capriolen, die ich probeweise schneide, wahrgenommen habt? Ich schwöre Euch, das Ausreißen steckt mir bereits in allen Gliedern, bloß weil ich immer noch nicht dahinter kommen kann, ob mir die Blase im Scherz, oder im vollwichtigen Ernste aufgebunden worden ist."

„Aber mein bester Herr Zachäus," fragte die Burgfrau ganz erstaunt, „es kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, uns sofort wieder zu verlassen?"

„Ganz sicherlich, Allergnädigste!" rief Zachäus. „Und ich muß wahrhaftig durch's Fenster, wenn ich die Thüre nicht offen finde. Denken Sie doch nur, ich habe das — Heimweh! — Sie, die so dicht an der Schweizer Grenze wohnen, werden gewiß von dieser fürchterlichsten aller Krankheiten schon gehört haben. Ach, mein Gott, es sollen Menschen existirt haben, die daran gestorben sind. Ich habe das sonst immer nicht glauben wollen, aber ich fühle es jetzt ganz deutlich, ich muß sterben vor Neugier — Heimweh wollte ich sagen, wenn ich auch nur eine Stunde länger als nöthig, von meinen vier Pfählen wegbleiben müßte! — Dennoch will ich hier bleiben, Ihnen zu Gefallen, ja von Herzen gern und so lange

Sie wollen, jedoch bedenken Sie nur theuerste Frau, sie bekommen am Ende noch gar eine Leiche im Hause, neben alle dem Geister — Gräber — und Gespensterspuke, mit dem Sie schon belastet sind."

„Pfui, Herr Zachäus," rief die Burgfrau, indem sie in komischem Entsetzen die Hände abwehrend von sich streckte, „Sie sind ein garstiges, boshaftes, widerwärtiges Ungethüm! Ja Sie, Herr Zachäus, Sie meine ich und Sie haben gar nicht nöthig, mich mit so lammfromm fragenden, scheinheiligen Augen anzublicken. Heben Sie sich von dannen, denn mir graut vor Ihnen und Ihrer Leiche. Der Kaffee soll augenblicklich fertig sein; aber den Brief, den ich Ihnen an die Frau mitgeben wollte, werde ich mit der Post nachschicken, damit die Ihrigen 'erfahren, was Sie für ein abscheulicher Bösewicht sind, sobald Sie der sorgsamen Obhut Ihrer braven Frau und Kinder entsprungen sind. Grüßen Sie unterdessen Alle bestens."

Herr Zachäus verbeugte sich mit kummervoller Miene gegen die Dame und sprach mit affectirter Wehmuth:

„Seht Schloßherr! Da habt Ihr jetzt an Eurer eignen, höchst schätzbaren Gattin eine kostbare Probe von der schlechten Behandlung, der der edelste Mann ausgesetzt sein kann. Ich erbiete mich, Weib und Kinder vergessend, mein eigenes theures Leben zum Opfer bringen zu wollen, einzig und allein, um dem leise angedeuteten Wunsche der Dame, noch etwas länger hier bei Euch zu bleiben, Folge zu geben. Ich will unter ihren Augen sterben, um mir durch meine ritterliche Hingebung, wenigstens das Anrecht auf eine Thräne des Mitleidens aus ihren schönen Augen zu erkaufen und werde — unter allerhand gar nicht schmeichelhaften Benennungen, an die Luft gesetzt. — O Weiber, unbegreifliche Weiber! — Könnte Einem da das Herz nicht brechen vor Jammer? — Schöne Dame, Ihr Kaffee ist ganz vorzüglich und wenn Sie mir gefälligst die kleine Karaffe mit dem Kirschwasser herüber reichen wollen, so wird mir's sicherlich zum größten Troste in meinem herben Kummer gereichen. — Dank' Ihnen verbindlichst." —

„Jetzt komm' einmal her, mein schlanker Kurt, und schlage mir noch ein Paar Deiner vor-

trefflichen Purzelbäume! So, recht brav, mein lieber Junge! — Und Du, dickes Mariele, gieb mir ein Paar schmatzige Küsse mit auf den Weg! Adieu, mein Dickchen! — Sehr theure Burgfrau, lassen Sie gnädigst einige freundliche Strahlen aus Ihren sonnigen Augen in die Nacht meiner Betrübniß fallen, damit mir der dunkle, dornige Weg des Scheidens ein wenig erhellt werde. Richten Sie durch ein freundliches Abschiedswort den Unglücklichen wieder auf, den Sie so unbarmherzig danieder geschmettert haben mit harter Rede. —"

„Lebt wohl, Freund Schloßherr! Ich höre die Locomotive pfeifen! Das Verhängniß schreitet schnell von Ober-Lauchringen daher und die Anhaltezeit hier ist gewaltig kurz." —

„Lebt wohl, alter Zachäus!" sprach Herr Schloßherr, indem er dem Freunde die Hand drückte. „Kommt mir aber nicht wieder in das Haus geflogen wie ein Meteor, und verschwindet in Dunst und Nichts, ehe man Euch eigentlich nur einmal wahrgenommen hat. Hört Ihr?"

„Ein andres Mal mehr davon! — Ade! — Gott behüt' Euch Alle!" — rief jener und stürmte

mit seinem Reisesacke die Treppe hinab, nach dem Bahnhofe; woselbst er grade noch rechtzeitig genug eintraf, um sein Fahrbillet zu lösen, die Locomotive nochmals pfeifen zu hören und Hals über Kopf in eine offen gehaltene Wagenthür des bereits leise anrückenden Zuges hineingeschoben zu werden.

„Gott sei Dank!“ rief er, nachdem er es sich auf seinem Platze so bequem als möglich gemacht — „Gott sei Dank, daß ich noch so halbweges mit Anstand und Ehren wieder fortgekommen bin. Es ist aber doch eine fatale Sache um das Lügen, wenn man darauf nicht eingeschult ist. Es ist wohl möglich, daß es Einem viel Vergnügen machen kann, wenn man daran gewöhnt ist, und daß es den Geist, den Witz und die Erfindungsgabe stärkt, das Gedächtniß nicht zu vergessen; aber man muß doch auch das Alles gleich vorräthig mit in das Geschäft bringen, wenn man nicht sofort ausverkauft werden will. Was der Schloßherr und seine Frau, wohl von mir denken werden? — Ach, und wenn ich nach Hause komme und über meine Fortschritte in der Wissenschaft Rechnung ablegen soll! — Das muß ich mir Alles noch vorher gründlich zurecht legen! —“

„Prieſe gefällig?“ fragte eine reſpectable Baßſtimme, deren Inhaber ſein Nachbar war, und eine echte Tulaer Doſe wurde ihm plötzlich vor die Bruſt gehalten.

„Danke ergebenſt,“ ſprach Herr Zachäus mit einer leichten Verneigung. „Ich ſchnupfe nie.“

Der Beſitzer der Baßſtimme und der Tulaerdoſe, eine charmante Perſon, rund wie ein Borsdorfer Apfel und eben ſo rothbäckig, fing ſofort das Wörtlein nie auf, wie einen Fangball und ſprach:

„Nie? — Wunderbar! — Haben auch nie geſchnupft? — Ei, ei! Gedenken vielleicht auch nie zu ſchnupfen? — Schade! Stärkt Augen und Gehirn. — Veritabler, franzöſiſcher Rappé. Wollen wirklich nicht einmal verſuchen? — Rauchen vielleicht auch nicht?“ —

„Doch!“ ſprach Herr Zachäus, und holte ſogleich Tabaksbeutel und Thonpfeife hervor. Er hatte kaum einige Züge geraucht, als ſein redſeliger Nachbar ſich ſofort wieder zu ihm wandte.

„Ach, ach! — Ganz vortrefflicher Tabak das! Echter Levante! — Kenne das aus Erfahrung. Machen vielleicht in dem Artikel? — Nein? — Entſchuldigen Sie. Reiſen aber doch in Geſchäf-

ten? — Wie? — Privatgeschäfte? — So so! — Ich auch. Habe mich zur Ruhe gesetzt. Lebe von den Zinsen. Will's Leben jetzt noch ein bissel genießen. — Vielleicht verheirathet? Auch Familienvater? Kinder? Wie viel? Schon erwachsen? Mädchen oder Knaben? — —

In dieser Weise begann der runde Herr eine Unterhaltung, bei welcher sich dem Herrn Zachäus die Haare vor Entsetzen zu Berge sträubten und er zu überlegen anfing, ob es besser sein würde, einen Mord zu begehen, grob zu werden, oder sich schlafend zu stellen.

Die Ausführung des ersteren Gedankens scheiterte an der Anwesenheit anderer Passagiere; zu der des zweiten, ließ ihn die offenbare Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit des Fragers nicht kommen; die des dritten, verhinderte der echte Lavante, und schließlich zeigte sich's, daß der fragselige dicke Herr, nachdem er sich müde gefragt hatte, eine ganz kenntnißreiche und gebildete Person war, mit der sich Herr Zachäus so mannigfach und angenehm unterhielt, daß er gar nicht mehr daran denken konnte, sich auf irgend eine kleine Nothlüge vorzubereiten.

Der dicke Herr war, wie er mittheilte, aus Pforzheim gebürtig, hatte dort die edle Kunst Benvenuto Cellinis erlernt, war über Wien nach Konstantinopel gekommen, hatte in der Türkei und Kleinasien dreißig Jahre hindurch einen sehr erfolgreichen Handel mit Goldwaaren, Perlen und Edelsteinen getrieben und was man sagt, sein Glück gemacht.

Er hatte an dem Wohnsitze des Oberschauers einen Verwandten, bei dem er sich einige Tage aufhalten wollte, und gedachte dann einen Abstecher nach Paris zu machen, um sich zu amüsiren.

Mitternacht war längst vorüber, als die beiden Herren an ihrem Bestimmungsorte eintrafen und Herr Zachäus nach mehrmaligem Klingeln und Klopfen in seine Wohnung eingelassen wurde. Gegen seine überraschte Frau, entschuldigte er sich mit großer Ermüdung, versprach alle weiteren Aufschlüsse auf morgen, und bewies fünfzehn Minuten später, durch ein gesundes, unverstelltes Schnarchen, daß er sich mit Behagen dem Schlummer des Gerechten hingegeben habe.

Am nächsten Morgen, am Kaffeetische, begann

das gefürchtete Examen, wegen der unerwartet schnellen Wiederkehr. Herr Zachäus gestand kleinlaut, daß gar nichts aus der Versammlung geworden sei; verschiedene Herren seien krank geworden, andere verhindert und abgehalten gewesen, kurz, die wissenschaftliche Berathung sei vertagt worden und man habe nur vergessen, ihn rechtzeitig davon in Kenntniß zu setzen. Alles das habe er schon bei Schloßherr erfahren, der ebenfalls bei der Partie hätte sein sollen. Er sei bei demselben über Nacht geblieben, und — da wäre er nun wieder!

Die Frau brummelte etwas von „unnützen Kosten". Herr Zachäus versuchte sie mit der verständigen Bemerkung zu trösten, daß diese ganz erklecklich höher gewesen sein würden, wenn das Fest wirklich abgehalten worden wäre und zog sich sodann mit ungewöhnlicher Hurtigkeit auf sein Zimmer zurück.

Hier erschloß er seine Reisetasche und nahm eilig die Zinnbüchse hervor, deren Oeffnung er auf jede mögliche Weise, immer aber vergeblich versuchte. Das Schraubengewinde wollte sich durchaus nicht lüften. Je eifriger und aggressiver er

in seinen Bestrebungen wurde, je hartnäckiger bestand das Metall auf seinem passiven Widerstande. Endlich nahm er, kurz entschlossen eine Feile zur Hand und machte sich frisch darüber her, den fatalen Deckel abzuschneiden. Das Geschäft ging langsam, aber sicher von Statten und als er endlich den Deckel abheben und die Büchse umstürzen konnte, hatte er die angenehme Genugthuung, eine große Anzahl blitzender Steine auf dem Tische herumrollen zu sehen.

Herr Zachäus, der niemals zu jener begünstigten Minorität von Erdenwallern gehört hatte, denen es vergönnt ist, sich mit Brillanten zu schmücken, war in Folge dessen auch ein herzlich schlechter Kenner und Taxator derselben. Obschon aber nur sehr dunkle und verworrene Begriffe über den Werth seiner Schätze in ihm aufstiegen, so erfreute ihn doch nichts desto weniger ihr funkelnder Schimmer und die Größe derselben setzte ihn in Erstaunen. — Da trug freilich der reiche Banquier Natan Natanson in der Residenz, einen Brillanten als Busennadel und einen anderen im Ringe, und erzählte mit wundersam wichtiger Miene jedem, der ihm im Club zum weißen

Bären zu nahe kam, was die Steinerchens kosteten, und wie viel Percente sie wegfräßen, in einem Jahre; und Seine Excellenz der Herr Staatsminister trugen ebenfalls einen Ring, der ein Kaiserliches Geschenk war, und wohl dreimal größer als Natan Natansons Busennadel, aber wie winzig war selbst der kaiserliche Brillant gegen den allerkleinsten von denen, die hier vor ihm ausgeschüttet lagen. Sie mußten sicherlich eine stattliche Summe repräsentiren; wie groß? Darüber konnte er indessen nicht mit sich einig werden.

Ein jeder der Steine war mit einer rothen Nummer gezeichnet und bei diesem Umstande fiel ihm ein, daß Bruder Vitus ja auch eines Verzeichnisses erwähnt habe, das denselben beigefügt worden. Er untersuchte demnach noch einmal die Büchse und fand in derselben richtig das vermißte Papier. Wer aber vermöchte sein Erstaunen zu schildern, als er die Werthangaben betrachtete, die jeder Nummer beigefügt waren und endlich die Hauptsumme in das Auge faßte, welche mit mehr als zwei Millionen abschloß.

Konnte das Wahrheit sein, oder war es ein

Scherz, den der Erblasser sich gemacht? — Nein, es konnte kein Scherz sein, dem widersprach Alles, was der Klausner über sich und seine Schicksale hinterlassen hatte. Es mußte Wahrheit sein. Und das Alles war jetzt sein Eigenthum, sein rechtliches, unbestrittenes, unantastbares Eigenthum. Er konnte es nicht fassen! Und diese ganze ungeheure Summe konnte er halten und forttragen in den beiden hohlen Händen. Aber halt! — Hatten denn die Steine auch jetzt noch den damaligen Werth? Hatte er nicht gehört oder gelesen, daß in Rußland, Peru, Mexiko oder sonst irgend wo, so viele Diamanten gefunden worden sein, daß der Preis derselben gewaltig herabgedrückt worden? — Wenn aber auch, was that's? Blieb trotzdem nicht immer noch so viel übrig, daß der Gedanke, wie er möglicher Weise nur im Stande sein könne, Verfügungen und Dispositionen über diesen Restbestand zu treffen, ihm jetzt schon Kopfschmerzen verursachen konnte?

Er raffte eilfertig seine Steine zusammen, verschloß sie und wollte sich auf sein Bureau begeben. Er mußte durchaus erst frische Luft schöpfen um seine, von dem ungewohnten Ueberflusse an

den Schätzen dieser Welt etwas in Unordnung gebrachten Gedanken wieder zu sammeln.

Auf dem Wege stieß er unvermuthet auf seinen dicken Reisegefährten der vergangenen Nacht. Halt, sprach Zachäus, das ist grade der Mann, den ich brauche, und der mir Auskunft geben kann, über den jetzigen Werth meiner Steine. Aber wie stelle ich's an? — Ich bin seit den letzten drei oder vier Tagen so in das Lügen hineingerathen, daß ich gar nicht wieder herauskommen kann. Ich muß den Dicken natürlich auch noch einmal anlügen. Dann aber soll es wahrhaftig in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen.

Die Herren begrüßten sich, schlenderten durch die Straße, betrachteten vor der Buchhandlung die ausgestellten Bücher und Kupferstiche, beschauten am zweiten Orte Uhren oder Kristallwaren, begafften dort eine Riesencigarre von fünf Fuß Länge, hier den großen Mohren im Schaufenster einer eleganten Schnittwaarenhandlung und blieben endlich vor der Wohnung des Herrn Oberschauers stehen, der seinerseits den dicken Herrn einlud, bei ihm ein Glas Wein anzunehmen.

Während der Mann mit Baßstimme und Tuladose harmlos bei dem Frühstücke saß, brachte Herr Zachäus hinterlistiger Weise die Rede auf echte Steine, worüber dann wieder der dicke Herr sehr schätzbare und höchst belehrende Ansichten entwickelte und sich eingänglich in Erklärungen vertiefte, die seinen Kenntnissen und Erfahrungen zu großer Ehre gereichten. Das war der Punkt, auf dem Herr Zachäus ihn hatte haben wollen. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt, warf er ganz treuherzig hin, daß er durch ein Vermächtniß in den Besitz eines Brillanten gekommen sei, dessen jetzigen genauen Werth er gar gern wissen möchte. Der Stein sei jedenfalls werthvoll, am Orte befinde sich kein Sachverständiger, und er habe sich nicht entschließen können, ihn fortzuschicken, weil ein etwaiger Verlust desselben ihn gewaltig schmerzen würde.

Der Bassist schlürfte bedächtig an seinem Glase, erquickte seine Nase mit dem veritablen französischen Rappé, lächelte freundlich beistimmend und sagte:

„Wenn Sie die Gewogenheit haben wollen, mich Ihren Stein untersuchen zu lassen, so kann

ich mich unterstehen Ihnen den Werth ziemlich genau anzugeben."

Herr Zachäus war sogleich bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen, bat seinen Gast, sich einen Augenblick zu gedulden und kehrte bald darauf mit demjenigen Steine, welcher als der geringste in der Nachweisung aufgeführt war, in das Zimmer zurück.

Der dicke Herr war überaus erstaunt über die Größe und Schönheit des Brillanten, prüfte ihn mit besonderer Genauigkeit und würdigte ihn um ein Bedeutendes höher, als er in dem Verzeichnisse aufgeführt war. „Ich kann," sagte er, indem er ihn zurückgab, „Ihnen allerdings nach dieser oberflächlichen Prüfung nur eine annähernde Schätzung geben, aber verlassen Sie sich auf mein Wort, der Stein hat den Werth, den ich angab; und eher noch einen höheren. Zu dem gedachten Preise nehme ich ihn selbst, in jedem Augenblicke." Herr Zachäus nickte wohlgefällig und sprach:

„Der Stein war seit länger als hundert Jahren in der Familie des Erblassers, und ist weit niedriger damals angekauft worden, wie geht das zu?" —

„Weil der Werth des Geldes seit hundert Jahren fast um das Dreifache gefallen ist," entgegnete der Dicke. „Warum aber lassen Sie ein solches Kapital müßig liegen?"

„Ach, woher schnell eine neue Lüge nehmen?" fragte Herr Zachäus sich leise und erwiederte dann langsam dem dicken Herrn:

„Ja, sehen Sie Verehrtester, das ist so eine eigene Sache? Wie ich Ihnen schon vorher sagte, so ist dieser Stein ein Erbstück, aber er ist nicht der meinige, sondern soll nach dem Willen des Verlassers zur Ausstattung meiner Mädchen verwendet werden. Da nun keine von Beiden bis jetzt sich verheirathet hat, so habe ich billiges Bedenken getragen, ihn bis jetzt auch zu verkaufen. An den Zinsverlust habe ich gar nicht gedacht."

Der dicke Herr sprach freundlich: „Nun, Herr Zachäus, wenn Sie Ihren Stein einmal verkaufen wollen, und ich wünsche im Interesse Ihrer Fräulein Töchter, daß das recht bald geschehen möge, so bin ich gern erbötig Ihnen dabei behülflich zu sein und ich gebe Ihnen mein Wort, ich sorge dafür, daß Sie auch nicht einen Kreuzer weniger lösen, als er werth ist. Meine Adresse

wissen Sie ja, und es soll mir eine herzliche Freude machen, Ihnen dienen zu können."

Das Erbieten des dicken Herrn wurde, als in der Folge der Verkauf der Steine nothwendig wurde, nicht vergessen und führte in der That zu unerwartet glänzenden Resultaten.

Nachdem derselbe sich bald darauf verabschiedet hatte, klopfte Herr Zachäus sich vor Freuden in die Hände und rief: Jetzt weiß ich, was ich wissen will! — Bin ich nicht ein wahres Glückskind? Alles gelingt mir, seitdem ich mich auf das Lügen verlegte! — Aber Pfui! von jetzt ab, wird niemals wieder gelogen, nein wahrwaftig nicht!

Als der Hausherr etwas später mit den Seinen beim Mittagstische zusammen traf, war er die Liebenswürdigkeit und Gesprächigkeit selbst. Sein ganzes Wesen schien ausgetauscht und sogar die folgenden Tage ließen kein Nachlassen in seiner heiteren und gemüthlichen Stimmung aufkommen. Er war, wie sonst in früherer Zeit, wieder viel und gern unter den Seinigen und neckte sich bald mit Diesem bald mit Jenem, in harmlosem Scherze. Die Frau und die Kinder besprachen häufig unter sich diese erfreuliche Veränderung, ohne ihrer Ur-

sache jedoch auf den Grund zu kommen. Eines Tages sagte Elsbeth:

„Väterchen, Dir muß etwas ganz besonders Angenehmes passirt sein, seit Deiner verunglückten fachwissenschaftlichen Studienreise!“ —

„Ganz richtig, mein Kind,“ erwiederte Herr Zachäus, „denn ich habe bei dieser Reise mich überzeugt, daß man auch für sich allein recht gute Studien machen und manches finden kann, was ungemein schätzbar ist, wenn man nur ordentlich zu suchen versteht.“

„Halb Part, Vater!“ rief Bertha dazwischen; „wenn Dein Fund sich in ein Paar goldene Ohrringe, oder in einen neuen Strohhut umsetzen läßt. Beides thut mir sehr nöthig.“

„Aber mir nicht, Du putzsüchtiges Närrchen,“ sprach der Vater. „Einen einzelnen Ohrring kann weder ich noch Du brauchen, und was käme wohl von dem neuen Hute auf mein Theil, der Hut oder das Band? — Ich wüßte nichts mit meiner Hälfte anzufangen.“

„Desto besser, so lässest Du mir das Ganze!“ rief Bertha.

„Ich meine, Vater!“ schob Ferdinand dazwi-

schen ein, „wenn Du auch nichts gefunden hast, so hast Du doch etwas verloren!“

„Was denn?“ fragte Herr Zachäus.

„Nun,“ lachte der Junge, „Deinen verdrießlichen Schnupfen, von dem Du Dich in den ersten zehn Jahren nicht wieder trennen wolltest, obschon er Dir wirklich recht schlecht stand!“

Alle lachten und die Mutter sprach:

„Der Ferdinand hat Recht! Dein Schnupfen ist fort, sammt dem muffigen schweigsamen Wesen, wodurch Du Dich Mondenlang so ausgezeichnet unliebenswürdig zu machen verstandest. Ich beklage diesen Verlust durchaus nicht; aber ich freue mich herzlich über den Fund, den Du an guter Laune gemacht hast. Behalte ihn ja ganz und gehe mit niemandem halb Part. Ich war in der letzten Zeit oft recht böse auf Dich und oft recht besorgt um Dich!“

„Und warum denn das, meine Gute?“ fragte der Hausherr lächelnd.

„Ja siehst Du,“ sprach die Gattin, „böse war ich auf Dich, weil Du ewig für Dich allein bliebst und ich das nicht gewöhnt bin. Den ganzen Tag über warst Du vertieft in Deine dummen

Zeitungen, oder in Deine Bücher, oder Du gingst auf Dein Bureau, oder auf Dein Zimmer, aber immer still und in Dich gekehrt. Fragte man Dich nach etwas, so bekam man kaum eine halbe, oder eine viertels Antwort, niemals mehr eine ausreichende oder gar eine freundliche. Das machte mich am Ende besorgt um Dich, weil ich glaubte, Du würdest aus Mangel an Uebung noch das Reden ganz verlernen; und mir graut in der That vor einem stummen Manne. Ich will Dir's nur gestehen, wir hatten auch schon hin und her gesonnen, was für ein Weg zur Verständigung zwischen uns einzuschlagen wäre, wenn Du wirklich eines schönen Tages ganz stumm geworden sein würdest. Die Meinungen, ob schriftlich, oder mittelst Zeichen verhandelt werden müßte, waren bisher noch getheilt."

„So mögt Ihr sie von heute ab ganz auf sich beruhen lassen!" sprach Herr Zachäus. „Meine Zunge hat Gott sei Dank, während der Ruhe keinen Schaden gelitten und daß weder die Deinige, meine liebe Frau, noch irgend eine andere im Hause, aus Kummer über meine Schweigsamkeit in Verfall gerathen, oder gar wohl rostig gewor-

den ist, daran habe ich mich so eben recht genügend überzeugen können. Adieu, Ihr Papageien und Staarmätze!"

Als Herr Zachäus sein Zimmer wieder erreicht hatte, schritt er mit auf den Rücken verschränkten Armen, einige Male still und nachdenklich in demselben auf und nieder. Sodann zog er bedächtig einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, trat vor seinen Schreibtisch und sprach: Dieses winzige Schlüsselchen kann Wunder thun, wie Aladdins Wunderlampe! Ich spreche zu diesem Schlüsselchen das Zauberwort: „Oeffne!" und das Kästchen fliegt auf und Petrus, Zachäus Grothe, ist Millionär, doppelter Millionär! —

Da liegt es vor mir, in glänzenden Gesteinen, was hunderten von Familien, bei richtiger Vertheilung, das Leben sorgenfrei, angenehm und wünschenswerth machen könnte! Da liegt er vor mir der gesammelte Reichthum, der jetzt — für mich zu spät kommt; und von dem der Zins eines Vierteljahres, wenn ich ihn im Beginne meiner Laufbahn gehabt hätte, mein ganzes dornenvolles Leben umgewandelt haben würde in Glanz und Sonnenschein. — Vielleicht! — vielleicht auch

nicht! — Da liegt nun das, nach dessen Besitz der Mensch unersättlich ringt, jagt, strebt, dürstet und Verbrechen begeht, um zu genießen, zu vergeuden, zu zerstreuen. Hätte ich vielleicht besseren Gebrauch davon zu machen gewußt, als Tausend Andre? — Ich weiß es nicht. — Ich möchte fast glauben, nein. Wäre der Besitz desselben mir früher dienlich gewesen, würde die Vorsehung nicht früher schon Mittel gefunden haben mir es in die Hände zu geben? Warum erst jetzt? — Jetzt, nachdem mir durch alle begleitenden Umstände auch der Verdacht in die Seele geworfen ist, daß ich trotz Testament, nicht der berechtigte Erbe sein möchte. Wollte der Himmel mir die Versuchung ersparen, ob ich auch zu einer Zeit, wo das Blut mir noch toll und wild durch die Adern lief, wo meine Wünsche meine Leidenschaften, meine Begierden noch nicht hinreichend gezähmt und gebändigt waren, ungescheut und unbeirrt wie jetzt, der warnenden Stimme in meiner Brust Gehör gegeben haben würde? — Wollte er gütig mir die Reue und die Pein abnehmen, dereinst vielleicht mir selbst sagen zu müssen: Zachäus, Du bist gewogen worden und zu leicht erfunden? —

Dann Dank Dir, Allgütiger, daß Du mich nicht früher in Versuchung geführt! —

Nach diesem Selbstgespräche verschloß Herr Zachäus das geöffnete Kästchen wieder, steckte den Schlüssel zu sich und schrieb Folgendes:

Mein lieber Graffen!

Es passiren mitunter sonderbare Dinge in der Welt und wenn ich Ihnen sage, daß mir so eben eins der sonderbarsten passirt ist, so dürfen Sie meiner Versicherung auf das Wort glauben. Damit Sie selbst aber nicht ganz leer ausgehen, sondern von den Sonderbarkeiten dieser Welt auch Ihr bescheidenes Theil zu tragen bekommen, nehme ich mir die Mühe, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Sie können denselben sonderbar finden, so viel Sie Lust haben, falls Sie ihn mir nur allerschleunigst und nach Wunsch zu beantworten belieben. Hören Sie, Liebster, ich bin wirklich in ganz sonderbarer Weise, auf die Vermuthung gebracht worden, daß Sie einen Großvater oder Urgroßvater gehabt haben; ich weiß noch nicht genau was, wahrscheinlich aber einen Urgroßvater. Sie könnten es vielleicht höchst sonderbar von mir finden, wenn ich erst eines sonderbaren

Zufalls bedurft hätte, um auf die Idee zu gerathen, daß sich in der Reihe von Existenzen vor Ihnen, jemals eine Lücke, oder ein Mangel an einem so natürlichen Dinge, wie ein Großvater oder ein Urgroßvater in jedem geordneten Haushalte ist, gezeigt haben sollte; aber ich schwöre Ihnen zu, das ist wirklich nicht der Fall gewesen, und auch der leiseste Argwohn Ihrerseits, daß ich jemals dieser lästerlichen Meinung gehuldigt haben könnte, wird sofort schwinden müssen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich vor besagtem Ahnen die größtmöglichste Achtung und Ehrerbietung hege; weil ich durch den sonderbarsten aller Zufälle, wahrscheinlich mehr von ihm weiß als Sie. Jetzt zur Sache! und wenn ich mich hiermit ungebührlich in Ihre Familienangelegenheiten einzumischen scheine, so halten Sie sich überzeugt, daß mich nicht die gemeine Neugier bestimmt, den verschimmelten Verhältnissen Ihres Herrn Groß- oder Urgroßvaters nachzuforschen.

Sie haben in Ihrem Besitze ein Bild, auf Holz gemalt, das hier dereinst in Ihrem blauen Zimmer über der Thüre hing, und einen jungen

Mann in geschmackvollem Morgenanzuge vorstellt, der einer Ihrer Vorfahren gewesen sein soll. Das ist der Mann, von dem ich Genaueres, nein, das Genaueste zu wissen wünsche, und ich bitte Sie dringend in Ihrem eigensten Interesse mir Aufschluß zu geben. Wer war dieser Mann? Was wissen Sie von seinen Schicksalen? Hat er jemals einen anderen Namen geführt, als den Namen Graffen? War er verheirathet? Welche Nachkommenschaft hinterließ er? Wann und wo starb er? — Sind aus seinem Nachlasse Documente oder andere Gegenstände im Besitze Ihrer Familie? — Kurz, Alles das lieber Graffen muß ich wissen, bis in die geringsten Details hinein, ohne Ihnen vorläufig sagen zu können, weshalb. Ja noch mehr, ich muß sogar die Bitte an Sie richten, die etwaigen corpora delicti, namentlich aber jenes Bild, mir zur Ansicht und Prüfung anvertrauen zu wollen. Vergessen Sie nichts, was auf diesen Mann und seine Lebensverhältnisse sich bezieht. Nach dem Empfange und dem Ausfalle Ihres Berichtes, werde ich im Stande sein, Ihnen jeden Aufschluß zu geben, den Sie nur von mir verlangen können.

Meine Frau und die Kinder sind wohl, wie ich selbst, und lassen ihren alten Freund und seine verehrte Gattin bestens grüßen. Von Carl ist vor einiger Zeit ein Brief an Elsbeth eingegangen. Er klagt zwar nicht; aber zwischen den Zeilen kann man herauslesen, daß er sich in seinen gegenwärtigen Verhältnissen beengt und bedrückt fühlen mag. Schadet nichts! Er lernt auf seinen eigenen Beinen stehen und daneben begreifen, daß der eigene Kopf das ungeeignetste Instrument ist, um damit Löcher in die Wand zu rennen. Es thut mir leid um den Jungen, aber — ich gönn's ihm von ganzem Herzen. Der Stahl muß unter dem Hammer erprobt werden. Das Leben ist lang; und hat Einer die Glüh- und Härteprobe in der Jugend überstanden, so weiß er nachher um so besser zu schätzen, was im Leben auch angenehm ist. Post nubila Phoebus! Säumen Sie nicht mit der ausführlichsten Antwort. Von ganzem Herzen Ihr getreuer Zachäus.

„So!" sprach Herr Zachäus, nachdem er seinen Brief geschrieben und couvertirt hatte. „Jetzt fort mit Dir! — Ob sich der Graffen wohl wun-

dern wird, was ich mit seinem Urgroßvater zu schaffen habe? —"

Schon im Laufe der nächsten Woche ging ein Brief und ein Packet von dem Freunde ein.

Der Anfang des ersteren lautete:

Mein lieber Freund! Ihre freundschaftliche Erkundigung nach meinem Urgroßvater hat mich allerdings ein wenig überrascht. Ich habe aber in der That nicht allein einen solchen wirklich gehabt, sondern sogar auch eine Urgroßmutter, nach welcher Sie Sich nicht erkundigt haben, und die doch einer Nachfrage um so würdiger gewesen wäre, als sie ganz allein im Stande, aber auch bereit ist, Ihnen den gewünschten Aufschluß zu geben. Ich verweise Sie in Allem, an die beiliegenden Aufzeichnungen dieser Dame. Was die Hinterlassenschaftssachen anbetrifft, so hat außer einem hart mitgenommenen chinesischen Kasten, den ich seines Umfanges wegen zurückbehalten habe, sich nichts weiter in der Familie erhalten, als das Bild, welches Sie mir bezeichneten, und das wirklich das meines Urgroßvaters ist; und ein goldenes Medaillon, in welchem sich das Portrait meiner Urgroßmutter befindet. Beides erhalten

Sie hierneben. Was in aller Welt aber, können Sie noch mit meinem Urgroßvater zu schaffen haben? Ich bin wirklich gespannt auf die Aufschlüsse, welche Sie verheißen. — —

Den weiteren Inhalt des Briefes können wir füglich hier übergehen, da er sich lediglich nur um allgemeine Dinge drehte.

Nachdem Herr Zachäus gelesen, sprach er: „Bei Gott, es ist richtig, wie ich mir dachte! Bild, Medaillon, chinesische Kiste, Alles stimmt. Was brauche ich eigentlich noch mehr zu wissen?“

Dennoch öffnete er das Packet. Es enthielt ein Heftchen Schriften und Documente, welche er vorläufig bei Seite legte. Sodann ein goldenes Medaillon, mit dem Bilde eines jungen Mädchens und das Brustbild eines jungen Mannes. Letzteres war von einem einfachen, schwarzen Ebenholzrahmen umgeben, an welchem dem Beschauer nur der Umstand auffiel, daß die demselben sich anschließenden vergoldeten Schlageisten, breiter als gebräuchlich waren, und dadurch das Format des Bildes einigermaßen beschränkten.

Herr Zachäus verglich dasselbe sofort mit dem des Bruders Veit. Nein, hier konnte kein Zwei-

fel mehr obwalten. Die Aehnlichkeit war überraschend, sofern man die Reihe der Jahre in Anschlag brachte, welche zwischen der Anfertigung des ersten und des letzten Bildes gelegen war; und die nothwendigen Umwandlungen berücksichtigte, welche die Züge des glücklichen Jünglingsantlitzes in die des hartgeprüften, lebensmüden Greisenkopfes naturgemäß hatten erleiden müssen.

„Ich bin vollständig überzeugt," sprach Herr Zachäus. „Aber trotzdem will ich, gleich dem ungläubigen Thomas, nicht eher ruhen, noch rasten, als bis ich meine Finger in die Nägelmale gelegt habe!" —

Er entfernte sorgfältig den Rahmen des Bildes und fand, wie er richtig vermuthet hatte, an jeder Kante desselben ein Loch, welches die hölzerne Tafel durchdrungen hatte.

Die Aechtheit des Bildes war unumstößlich festgestellt.

Hierauf betrachtete er das Miniaturgemälde Annas, das wir im Anfange unserer Erzählung bereits geschildert haben, und zog schließlich die Papiere an sich heran, die mit einer feinen Damenhandschrift auf bereits stark vergilbten Blät-

tern beschrieben waren. Die Ueberschrift derselben lautete: An meinen Sohn, Johannes Graffen.

Herr Zachäus begab sich sofort mit äußerster Spannung an die Lesung derselben.

Anna schilderte zuerst ihr elterliches Haus, ihre Jugenderlebnisse und die Beziehungen, welche zwischen ihr und der Familie der Gutsherrschaft obgewaltet hatten, indem sie die verschiedenen Glieder derselben genauer zeichnete. Diesem Umstande haben wir es ganz vorzüglich zu verdanken, daß wir die Lücken, welche des Klausners Erzählung hin und wieder über seine Jugendzeit gelassen hatte, auszufüllen und die Erzählung der Schicksale Hansens und Annas bis zu dem Augenblicke, wo der Schiffbruch des Christian Beide für immer von einander trennte, in fortlaufender Erzählung wiederzugeben vermochten.

An dieser Stelle nun nehmen wir den Faden der Begebenheiten wieder auf, mit Annas eigenen Worten:

Hans hatte mich kaum verlassen, als sich über meinem Haupte ein so furchtbares Krachen und Poltern erhob, daß ich glaubte, das Schiff sei zerschmettert worden. Meine Bestürzung vermehrte

sich noch, als sich zu gleicher Zeit ein entsetzliches Jammergeschrei hören ließ, das sich durch alle Räume des Schiffes fortpflanzte und wiederholte. Männer brüllten, Weiber kreischten, Kinder weinten, Flüche und Gebete schallten durch einander. Ueber mir stampfte und polterte es, wie von eiligen Fußtritten, und als ob zugleich schwere Lasten hin und hergeworfen würden. In den Nebengemächern hörte ich durch einander schreien, rufen, klagen, winseln, und die Treppen erkrachten unter dem Gewichte sich drängender, ungestümer Fußtritte. Dazwischen heulte der Sturm mit so gewaltigem Brausen, daß er alles Uebrige wieder übertönte und die Wellen rasten mit so fürchterlicher Gewalt gegen die Planken des Schiffes, als wollten sie dieselben in jedem Augenblicke durchbrechen und zertrümmern. Das Schiff taumelte und schwankte; und mit Grausen hörte ich, wie es dröhnend fort und fort mit seinen Seiten an einen harten Gegenstand anschlug.

Ich war so elend und entkräftet, daß ich kaum ein Glied zu rühren vermochte; aber das Entsetzen riß mich auf von meinem Lager. Verzweiflungsvoll wankte ich zur Thür, den Namen meines

Gatten rufend. Mit krampfhafter Anstrengung versuchte ich, dieselbe zu öffnen, und hörte nun deutlich die verworrenen Rufe: Wir sind verloren! Rettet Euch! Hülfe, Hülfe! Das Schiff geht unter! — Dann brach ich bewußtlos zusammen.

Wie lange meine Ohnmacht und Erstarrung gedauert haben mag, vermag ich nicht zu bestimmen, doch muß sie längere Zeit angehalten haben, denn als ich wieder zur Besinnung kam, war das entsetzliche Geschrei auf dem Schiffe bereits verstummt und Todtenstille hätte in und auf demselben geherrscht, wenn nicht der Sturm, wüthender denn je, dasselbe durchheult und durchbraust hätte. Ich versuchte, mich aufzuraffen; es gelang wir endlich. Neben der chinesischen Kiste war ich zu Boden gesunken; an ihr hob ich mich mühsam empor und mechanisch trug ich sie die Treppe hinauf an Bord.

Welch ein schrecklicher Anblick! Die Masten waren zerbrochen und in rasender Wuth schlugen ihre zertrümmerten Stumpfe gegen die Schiffswandung. Welle auf Welle rollte über das Verdeck. Jetzt aber war ich plötzlich nicht mehr das schwache, von Entsetzen und Ohnmacht zu Boden

geschmetterte Weib. — Ruhig und gefaßt klammerte ich mich mit beiden Händen an eine noch stehende Wante und rief nach meinem Gatten. Vergeblich, ich war allein, allein auf dem verlassenen, dem Verderben preisgegebenen Schiffe zurückgeblieben. —

Schwarz und düster stürzten die Wellen, Bergen gleich sich übereinander, einander zerdrückend unter ihrer riesigen Wucht. Hoch hinauf spritzte der weiße Gischt und die zerpeitschte Salzfluth, den Raum zwischen Meer und Wolken mit bleichem Nebel erfüllend. Auf ihren weißen Riesenkronen hoben sie die Leichen Ertrunkener empor, um sie gleich darauf wieder mit sich hinabzureißen in die tiefe Wogenkluft und dort, in der Entfernung von wenigen hundert Schritten kämpfte, überfüllt mit Menschen, ein Boot an, gegen den heulenden Wind und das brausende Meer. Dorthin starrte mein Auge, das den Gatten suchte. Jetzt hob sich das Boot empor, hoch, hoch empor auf zerbrechlicher Welle und jetzt — stürzte es hinab in den gähnenden Abgrund! Ein herzzerreißender Schrei durchgellte Sturmgebrüll und Wogengebraus, und dann hielt der Tod Ernte an Allem, was soeben

noch geathmet, gelebt, gekämpft, gerungen, gehofft, und gebetet hatte um Rettung und um Erbarmen. Ich, von allen denen, die das Schiff vor einer kurzen Stunde noch umschlossen hatte, war das einzige Wesen, das noch am Leben war. — Erfreute ich mich des Gedankens? — Nein! Hoffte ich auf Rettung? — Nein! — Ich sehnte mich nach Wiedervereinigung mit Dem, der mir Alles gewesen im Leben. Ich wünschte zu sterben. Ich schloß in inbrünstigem Gebete meine Rechnung ab mit dem Herrn, und eine wahrhaft selige Heiterkeit und Ruhe kam über mich, als selbst meinem unkundigen Blicke sich die Ueberzeugung aufdrängte, daß das Schiff tiefer und tiefer sich einsargte in die schwarzen Wogen, die es mit Gier umstürmten und hinabzuziehen suchten auf den grausigen Grund des Meeres.

Ahoi! Ihr da, aufgepaßt! — rief plötzlich in geringer Entfernung hinter mir eine rauhe Stimme.

Ich wandte mich dahin um. Ein kleines, starkes, mit fünf Männern besetztes Boot, hatte sich bis auf kurze Entfernung herangedrängt. Vorn in seiner Spitze stand ein kräftiger, wettergebräun-

ter, etwa sechszigjähriger Mann. In seiner Rechten schwang er ein dünnes, in Ringen zusammengelegtes Seil über seinem Haupte und warf es mit Kraft und Gewandtheit gegen mich. Schlangengleich sich entrollend durchschnitt es die Luft und seine letzten Windungen fielen mit hartem Schlage auf meine Schultern. Instinctmäßig erfaßte ich das Seil.

Haltet die Leine fest und legt sie um den Block neben Euch! rief der Alte mir zu.

Mit Ruhe und Besonnenheit befolgte ich seine Befehle.

Wenige Augenblicke später stand der alte Schiffer neben mir.

Seid Ihr allein, ganz allein? fragte er verwundert.

Ich antwortete: Ganz allein!

Dann rührt Euch, daß Ihr in das Boot kommt! fuhr er fort.

Ich zeigte ihm die Kiste, die neben mir stand, und sprach: Nehmt!

Er hob sie schweigend empor und reichte sie hastig in das Boot hinab. Sodann wurde ich selbst hineingehoben. Der Alte schritt hierauf

schnell zur Treppe vor, die in den Raum hinabführt, kehrte aber geschwinde sogleich wieder zurück, löste eilig die Leine und sprang mit sicherm Sprunge in das Boot hinab zu uns, indem er rief:

Fort, Jungens, fort; so lieb jedem von uns sein Leben ist! Das Schiff sinkt! —

Unverwandt hielt ich meine Augen auf das Schiff gerichtet, während meine Begleiter ruhig und besonnen, aber mit Aufbietung aller ihrer Kräfte das Boot von dem Schiffe ablenkten. Die dunkelnden Schatten der Abenddämmerung begannen sich leise mit den aufsteigenden Nebeln zu mischen. Kaum tausend Schritte von dem Schiffe entfernt, sah ich, wie es taumelnd seinen Stern über den Wogen erhob und sein Bugspriet sich in die Wogen neigte. Dann sah ich nichts mehr, als das wogende Meer, wie sehr auch meine Blicke sich anstrengten Nebel und Dämmerung rings um mich her zu durchdringen. Das Schiff war spurlos versunken. Wohl aber war es mir, als ob geisterhaft und gespenstisch, ein tiefes Seufzen über die Wellen herüber glitte zu mir. War das der letzte Gruß meines Gatten gewesen? Oder

war es vielleicht der Hauch des Jammers und des Entsetzens, der meiner eigenen gequälten Brust sich entrungen hatte? — Ach, ich weiß es nicht. Aber oft, noch oft habe ich ihn gehört, diesen traurig bangen Laut, der damals meine Seele durchschauerte und bis an mein Sterbestündlein mein Herz erzittern machen wird.

Die Stelle, an welcher der Christian versank, mag wenig mehr, als eine halbe Stunde entfernt sein von der Insel Christiansöe, deren Strand auf Meilen hin, dort kahl, öde und unbewohnt ist. Mitten in dieser Einöde lag auf einer schmalen, kühn und zerrissen in das Meer sich hineinstreckenden Landzunge, einsam das Haus eines Fischers. Dort wohnte Waldemar Brandrup, mein Retter, mit seiner Frau und seinen vier Söhnen, mannhaften, kräftigen, unerschrockenen Burschen, wie er selbst. Mit klopfenden Herzen hatten sie die Gefahr gesehen, von der das wackere Schiff bedroht war. Sie hatten gesehen, wie zwei Böte, welche sich vom Schiffe zu entfernen suchten, umgeschlagen waren. Sie hatten zweimal den Versuch gemacht, den Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen und waren jedesmal von den empörten

Wellen zurückgeschlagen worden an den Strand. Sie hatten endlich das dritte Boot vor ihren Augen versinken sehen und nochmals sich hinausgewagt auf die See, um zu versuchen, ob nicht irgend einem menschlichen Wesen noch Rettung zu bringen sei, in seiner Bedrängniß. Als ob der Himmel selbst ihr kühnes, heldenmüthiges Benehmen begünstigen wolle, hatte in diesem Augenblicke der Sturm angefangen sich zu besänftigen, und da nichts ihnen auf den Wellen begegnet war, als Trümmer und Leichen, so hatten sie muthig ihre Fahrt bis nach dem Wracke hin fortgesetzt und dort mich gefunden und gerettet.

Niemand sonst, außer mir, war mit dem Leben davongekommen.

Das Alles erfuhr ich freilich erst später, denn meine Fassung und Besinnung war von mir gewichen, kurz nach dem ich den Christian in den Wellen hatte versinken sehen. Nässe, Kälte, Erschöpfung und die Seelenpein, die ich ausgestanden, hatten meine schwachen Kräfte zu Boden geworfen. Man mußte mich besinnungslos und für todt in das Haus tragen. Eine fieberhafte Aufregung, in der die fürchterlichsten Traumbil-

der meinen Geist peinigten, hielt mich acht Tage lang an das Bett gefesselt, um endlich einem tiefen, festem Schlafe zu weichen, der zum Entsetzen meiner um mich besorgten Retter mich drei Tage und Nächte hindurch, in todtenähnlicher Erstarrung umfangen hielt. Dann erst erwachte ich wieder mit klaren Sinnen, aber körperlich so ermattet und erschöpft, daß wiederum einige Wochen vergingen, ehe ich nur den Versuch machen konnte, Bett und Zimmer zu verlassen.

Während aller dieser Zeit pflegte mich Frau Grethe Brandrup mit mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit; und der alte Waldemar freute sich, als er mich zum Erstenmale im Sonnenscheine neben der Hausthür sitzen sah, so innig über mein Besserbefinden, als ob ich seine eigene Tochter gewesen wäre.

Ehe ich indessen noch vollständig gewesen war, kam plötzlich die schwere Stunde über mich, in welcher Du, mein theurer Sohn, das Licht der Welt erblicken solltest; ach! vor Deiner Geburt schon, eine vaterlose Waise! Wie viele heiße Thränen des Kummers und der Sorge sind nicht auf Deine Wangen niedergeflossen, bevor Du

noch das Wort Mutter zu lallen vermochtest! — Lange Wochen nach Deiner Geburt, war ich wieder so leidend und schwach, daß Deine, wie meine Erhaltung, nächst Gott, nur der unermüdlich liebevollen Pflege meiner braven Wirthe zuzuschreiben ist. Dann aber fing ich an, mich nach und nach wieder zu erholen, denn mich stärkte und kräftigte der Gedanke, daß ich noch Pflichten im Leben zu erfüllen hatte und ich wollte dieselben redlich erfüllen. Es waren die Pflichten gegen Dich, mein Kind, und ich mußte jetzt überlegen, wo und wie ich die Mittel, Dich und mich zu erhalten finden würde.

Waldemar Brandrup und seine Frau hatten mir unberührt das Kästchen wieder zugestellt, das meine ganze Habe auf Erden enthielt. In demselben befand sich eine geringe Geldsumme, die ich mit ihnen theilen wollte, um sie einigermaßen für die Kosten zu entschädigen, die mein langer Aufenthalt ihnen verursacht haben mußte; denn für die Rettung meines Lebens und für die hochherzige Güte und Pflege, die sie mir hatten angedeihen lassen, konnte ich ihnen ja nur mit dem innigsten, wärmsten Danke meines Herzens ver-

gelten. Beide wiesen jede Entschädigung auf das Entschiedenste zurück.

Bei der Durchsicht meiner Sachen, war mir auch die Anweisung in die Hände gekommen, welche Graf Bakunin meinem verstorbenen Gatten vor unserer Abreise zugeschickt hatte. Wir hatten sie nicht gebraucht. Ich sandte sie an den Grafen zurück mit der Anzeige von dem unglücklichen Ende meines Gemahles und bat ihn dringend, mir bei irgend einer ihm bekannten oder befreundeten Familie eine Stelle als Erzieherin der Kinder, oder als Lehrerin der deutschen Sprache verschaffen zu wollen, damit ich die Mittel erhielte, mein eigenes Kind erziehen zu können. Waldemar Brandrup brachte diesen Brief selbst nach Bornholm hinüber, aber ich habe nie eine Antwort des Grafen bekommen.

Es waren fast fünf Monate verflossen seitdem ich hier Schutz gefunden. Der Herbst begann sich zu nähern und ich konnte nicht länger mehr meinen Gastfreunden eine Last aufbürden, die ich durch nichts in der Welt ihnen zu erleichtern vermochte. Immer noch schwankte ich unentschlossen, wohin ich mich wenden, was ich beginnen solle.

Ach, wie bitter empfand ich jetzt das traurige Loos, ein Weib zu sein; ein armes, hülfloses Weib, ohne Gatten, ohne Verwandte, aber Mutter eines vaterlosen, schwachen, hülfsbedürftigen Kindes! O mein Gott, was wäre jetzt mein Schicksal geworden, wenn ich in dieser Noth auch noch mit harten, liebelosen Menschen zu kämpfen gehabt hätte, anstatt durch den Edelmuth, die freundliche Güte und die wahrhaft elterliche Zärtlichkeit meiner Retter gehoben und getragen zu werden! — Ich wäre verzweifelt.

Doch auch in dieser Bedrängniß sollte die Hülfe mir nahe sein.

Waldemar Brandrup rüstete seine Schaluppe. Er hatte eine vollständige Ladung von Stockfischen für dieselbe und wollte sie nach Stettin verbringen. Dort wohnte seine einzige Tochter. Sie hatte einen jungen, aus Pommern gebürtigen Seemann geheirathet, und war demselben nach Stettin gefolgt, woselbst er, der See Valet sagend, in der Nähe des Hafens einen kleinen Handel mit Branntwein, Lebensmitteln und anderen derartigen Gegenständen eingerichtet hatte. Der kleine Laden war unter den Seefahrern bald so beliebt gewor-

den, daß Walter Frauenknecht, so hieß der junge Händler, sich genöthigt sah seine Räumlichkeiten zu vergrößern. Jetzt verkehrten bei ihm, fast ausschließlich die Schiffscapitaine, Kaufleute und Rheder. Er befand sich in angenehmen Verhältnissen und lebte mit seiner Frau, in einer eben so zufriedenen, als glücklichen Ehe. Waldemar Brandrup machte mir den Vorschlag, ihn nach Stettin zu begleiten, woselbst er mir einen freundlichen Empfang, seitens seiner Tochter und seines Schwiegersohnes in Aussicht stellte und mir die Versicherung gab, daß ich bei denselben so lange eine herzliche und sichere Aufnahme finden solle, bis ich selbst einen passenden Erwerb, oder eine annehmbare Stellung für mich gefunden haben würde.

Ich nahm sein Erbieten mit aufrichtigem Danke an und schied mit innigem Kummer von der guten Frau Grete, die mir so lange die liebevollste Mutter gewesen war.

Ein unwillkürlicher Schauder überlief mich, als ich das kleine Schiff betrat. Ich hatte vor meinen Augen ein stolzes, prächtiges Fahrzeug zu Grunde gehen sehen und war selbst nur, wie

durch ein Wunder dem Tode auf demselben entgangen. Woher sollte ich Vertrauen haben zu dem winzigen Küstenfahrer, dessen ganze Länge kaum mehr als zwanzig Schritte betragen mochte, und dessen Verdeck kaum einige Schuhe hoch über dem Wasser hervorragte? Ich hatte die mächtigen Masten jenes großen Fahrzeuges gesehen, wie sie geknickt und zersplittert, gleich schwachen Rohrhalmen auf den Fluthen trieben. Wie sollte ich glauben, daß die einzige schwache Stange auf unserem Schifflein dem tobenden Winde widerstehen könne? — Und doch bangte mir nicht um mich, wohl aber um den Knaben auf meinem Arme.

Mit Furcht und Zagen betrat ich das Verdeck und mit beruhigenden und tröstenden Worten sprach mir der alte Mann Muth ein, indem er mich zur Kajüte geleitete. Wie aber sollte ich in diese hinabkommen? — Im Hintertheile des Schiffes befand sich in der Mitte des Verdecks ein viereckiges Loch, etwa zwei Fuß nach Länge und Breite messend, mit einem erhöhten Rande, über welches ein hölzerner Deckel gestülpt werden konnte, um den Regen oder das Sprühwasser aus dem inneren Raume abzuhalten. Das war der Ein-

gang zur Kajüte. An der einen Seite dieser Oeffnung, trat ein Balken der das Deck stützte, aus dem unten befindlichen Raume herauf, in dessen Kanten zwei Kerben ausgehauen waren. Sie sollten dazu dienen, dem Fuße beim Hinauf- oder Hinabsteigen durch die Luke, einen sichernden Halt zu geben. Während Waldemar mich unterrichtete, wie ich mich bei dem Hinabsteigen zu verhalten habe, trat Friedrich, der jüngste Sohn desselben, ein freundlicher, liebenswürdiger Junge von 16 Jahren, mit einer linkischen Verbeugung näher und hielt mir, indem eine glühende Röthe sein hübsches Gesicht übergoß, eine schmale und kurze, aus zerschnittenen Latten zusammengenagelte Leiter entgegen.

Der alte Waldemar schlug sich vor die Stirn und rief: Wohlgethan Fritze! Warum habe ich alter Esel aber nicht selbst daran denken können?

Ich bedankte mich freundlich bei dem Knaben für seine Aufmerksamkeit und gestehe gern; es hat kaum jemals im Leben eine mir erwiesene Freundlichkeit mich angenehmer berührt, als die schlichte Zuvorkommenheit dieses Jungen.

Auf dieser Leiter stieg ich hinab und fand

einen viereckigten Raum, der schwerlich mehr als acht Schuhe nach jeder Seite hin maß und dabei so niedrig war, daß ich eben nur darin aufrecht stehen konnte. In der Hinterwand befand sich ein kleines, nur aus einer einzigen, dicken Scheibe bestehendes Fenster, das ein mattes, trübes Licht herein scheinen ließ. Unter diesem Fenster war ein kurzes schmales Brett der Länge nach angebracht, das mit Charnieren an die Rückwand befestigt war und aufgeklappt werden konnte, um als Tisch zu dienen; und noch tiefer eine Bank, welche in der gleichen Weise mit der Wand verbunden war. An der entgegengesetzten Wand war eine schmale Koje angebracht, als Schlafstätte; und der leere Raum unter derselben, beherbergte verschiedene Kisten und Geräthschaften. Ein Verschlag an der einen Seitenwand, um den Proviant zu fassen, ein hölzerner Riegel an der anderen, um Kleider daran aufzuhängen, das war die Einrichtung der Kapitainskajüte und diese hatte mir der Kapitain zum alleinigen Gebrauche großmüthig überlassen; während er selbst auf dem Verdecke, oder abwechselnd mit seinem Sohne Fritz, denn aus ihnen Beiden bestand die ganze

Schiffsbesatzung, sich in einem ähnlichen Raume, an dem entgegengesetzten Ende des Fahrzeuges aufhielt.

Kaum aber hatte ich meine Kajüte betreten, als ich auch schon mich beeilen mußte, dieselbe zu verlassen und an das Deck zu klettern. Der üble Geruch der getrockneten Fische, welcher den ganzen Raum erfüllte, schnürte mir fast die Brust zu und drohte mich zu ersticken.

Glücklicher Weise waren Wind und Wetter fortwährend so günstig, daß unsere Fahrt unerwartet schnell von Statten ging und ich den größten Theil derselben auf dem Verdecke verleben konnte. Aber wie herzlich froh war ich doch, als wir endlich bei der Baumbrücke in Stettin vor Anker gingen und ich das feste Land wieder betreten konnte!

Der alte Waldemar hatte mich nicht getäuscht, als er mich der freundlichsten Aufnahme bei seiner Tochter versicherte. Ein kleines, aber freundlich gelegenes Zimmer wurde mir alsbald in dem oberen Theile des Hauses, gegen eine geringe Miethsentschädigung eingeräumt. Schmerzlich bewegt, sah ich nach vierzehn Tagen den alten Mann und seinen wackeren Sohn von uns schei-

den. Alljährlich kehrte er wieder und einmal sogar begleitete ihn die gute Mutter Grete.

Jetzt ruhen Beide in der kühlen Gruft. Waldemar Brandrup, schon ein siebenzigjähriger Greis, ertrank mit seinen beiden ältesten Söhnen, als er einem gefährdeten Schiffe zu Hilfe eilen wollte und die alte Grete überlebte ihn nur um wenige Tage. Andreas, der dritte Sohn, lebt noch in dem Fischerhäuschen auf Christiansöe. Fritz, mein Liebling, hat sich bereits zum ersten Steuermann auf einem Danziger Barkschiffe emporgearbeitet und vor wenigen Wochen Abschied von mir genommen, um auf demselben eine Reise nach Calcutta anzutreten.

Meine Baarschaft war sehr gering, konnte aber doch, wenn ich mich recht knapp und genau einschränkte, auf beinahe ein Jahr ausreichen. Ich war daher für den Augenblick dem Mangel enthoben und nur der Sorge preisgegeben, wie ich sobald als möglich einen Erwerbszweig fände, der mir erlaubte, mein kleines Kapital wo möglich als einen Nothpfennig für die Zukunft zurücklegen zu können. Frau Louise Frauenknecht ging mir dabei mit Rath und That zur Hand. Sie

verschaffte mir bei Freunden und Bekannten Näh-arbeiten, die ich zu Hause anfertigen konnte; und obwohl der Verdienst dabei sehr mäßig war, gewährte er mir doch den nothdürftigen Lebensunterhalt. Ich wurde auch von denen, für die ich gearbeitet hatte, weiter empfohlen und hatte bald so viel Arbeit, daß ich stets vollauf beschäftigt war.

Mir gegenüber wohnte die bejahrte Wittwe eines Predigers. Sie war eine der ersten Kundinnen gewesen, welche Frau Louise mir verschafft hatte. Die alte Dame faßte schnell eine solche Zuneigung zu mir, daß ich sie häufig in den Dämmerungsstunden besuchen mußte, und daß sie selbst auch wohl die schmale Treppe zu mir heraufgestiegen kam, um ein Stündchen mit mir zu verplaudern. Ihr Sohn, ein ernster, ruhiger Mann von fünf bis sechsundvierzig Jahren, war gleichfalls Prediger und zwar in dem nahegelegenen Städtchen Alten-Damm. Auch er war seit einer Reihe von Jahren Wittwer und kinderlos. Er besuchte häufig seine alte Mutter und lernte auch mich bei dieser kennen. Wir unterhielten uns gern mit einander und das freundliche Ver-

hältniß unter uns Dreien hat ungestört manches Jahr gedauert.

Du, mein lieber Johannes, entwickeltest Dich unterdessen zu einem lebhaften, munteren Knaben, den die Frau Predigerin verhätschelte und mit dem der Herr Prediger sich stets auf die freundlichste und angenehmste Weise beschäftigte.

Es war am Morgen Deines sechsten Geburtstages. Ich hatte für Dich einen neuen Anzug gefertigt, mit dem ich Dich eben bekleidete. Auf einem, mit einer weißen Serviette überdeckten Tischchen, stand zwischen einigen blühenden Topfgewächsen ein kleiner Kuchen, um den herum sechs Lichtchen brannten; und einige Spielsachen, von denen ich hoffte, daß sie Dir Freude machen sollten, lagen ausgebreitet neben demselben; als plötzlich an die Thür geklopft wurde und der Herr Prediger zu uns eintrat.

Er kam, wie er sagte, um Dir zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen und Dich mit einigen Kleinigkeiten, die er verhüllt unter dem dem Arm trug, zu beschenken. Sodann sagte er Dir, daß die Großmama, wie Du die Frau Predigerin immer nanntest, Dich erwarte; schickte Dich

fort und trug, zu meiner höchsten Ueberraschung, mir seine Hand an, mich gleichzeitig versichernd, daß er Dir stets ein treuer, redlicher, liebender Vater sein wolle.

Ich liebte ihn nicht, aber ich achtete und ehrte ihn von Grund meiner Seele, wegen der wahrhaft edlen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes. Der Wunsch, Deine Zukunft zu sichern und festzustellen, bestimmte mich, seinen Antrag anzunehmen. Ich hoffe, ihm nie Anlaß gegeben zu haben, seinen damaligen Entschluß zu bereuen. Ich habe den meinigen nie bereut.

Drei Monate später zog ich als seine Gattin mit Dir in das Pfarrhaus zu Alten-Damm ein, wohin uns die Großmutter, die immer schwächer werdend, auch größerer Pflege bedürftig wurde, bald darauf folgte. Sie verschied zwei Jahre später.

Du hast heute, mein theurer Sohn, Deinen neunzehnten Geburtstag gefeiert. Ich fühle es, ich werde nicht mehr auf Erden sein, um an Deinem nächsten Geburtstage Dich an die Brust zu schließen und Gottes Segen für Dich zu erflehen; aber diesen meinen Brief soll Dein Pflegevater

statt meiner auf Deinen Tisch legen, als das letzte Angebinde Deiner Mutter.

Du warst mir stets ein braver, liebender, zärtlicher Sohn und hast mir nie Veranlassung gegeben, Kummer über Dich zu empfinden. Ich danke Dir dafür und bitte Gott, Dich auf allen Deinen Wegen zu behüten, daß Dein Fuß nie strauchle und irre gehe.

Das Geheimniß Deiner Geburt und Abkunft mußte ich Dir jetzt enthüllen. Ich wünsche aber, daß Du Dich desselben immer nur in so weit erinnern mögest, als Deine Abkunft als der letzte Sprößling von Edlen, Dir ein Sporn sein soll, stets edel und groß zu denken und zu handeln, als Bürger. Der edle Mann kann sich jedem Edelmanne als ebenbürtig zur Seite stellen; und er steht höher als dieser, sobald er sich durch den Adel seiner Thaten und Gesinnungen vor demselben auszeichnet. Dieser Adel bedarf weder des Wörtchens „von", noch des Ritterschlages von anderer Hand. Der brave Mann giebt ihn sich selbst durch seine Handlungen. Ein solcher hochadliger Mann zu werden, sei Dein Bestreben immerdar!

Deines unschuldig verfolgten Vaters Adel erloſch unter dem Schandpfahle; laß ihn dort begraben sein. Dein Vater würde durch seinen Hochsinn und sein Talent den dunklen Namen, den er auf Dich übertragen hat, zu Ehren gebracht haben, wenn der Tod ihn nicht in der Blüthe seiner Jahre und in der Fülle jugendlicher Kraft, plötzlich der Erde entrückt hätte. Dieser dunkle Name ist ohne sein Verschulden das einzige Vermächtniß, das er Dir hinterlassen konnte; aber um so höher und heiliger ist für Dich die Verpflichtung, sein Vermächtniß in Ehren zu halten und zu Ehren zu bringen, wie er es wollte.

Mit Deinem Pflegevater habe ich dreizehn Jahre hindurch eine friedliche, glückliche Ehe geführt. Du, mein Sohn, bist dessen Zeuge gewesen, Er hat Dich geliebt und auferzogen, als wenn Du sein eigner Sohn wärest, und mit wahrer Vatertreue hat er den Keim des Guten in Deinem Herzen gepflegt und behütet. Wäre er nur Dein Vater, Du wärest ihm die zärtlichste Sohnesliebe schuldig. Er aber ſt Dir mehr gewesen als Vater, denn er war auch zugleich Dein treuer Freund und Beschützer von Kindesbeinen

an, und was Du bist, verdankst Du ihm und seiner Aufopferung für Dich. Du bist ihm doppelte Zärtlichkeit, doppelte Dankbarkeit schuldig geworden. Trage ab an ihn, mein Sohn, von dieser Schuld, so viel Dir möglich, und so lange der Rathschluß des Allmächtigen es Dir erlaubt. Auch die Liebe und Dankbarkeit, welche ich dem edlen Manne schulde, lege ich auf Deine Schultern. Mache ihm, wenn ich nicht mehr bin, das Alter leicht und froh, so viel Du vermagst; und Du vermagst viel, sobald Du sein Herz mit Freude und Stolz auf Dich erfüllen kannst.

Das, mein Kind, ist das Erbe, das Deine Mutter Dir hinterläßt, und Gott wird Dich segnen, wie Du dieses Erbes Dich werth und würdig erweisest.

Was ich Dir sonst hinterlasse, ist wenig mehr, als das Bild Deines Vaters und das Medaillon, in dem das meinige sich befindet. Beide sind von der Hand Deines Vaters gemalt. Ach, in einer glücklichen, glücklichen Zeit! — Du wirst sie werth halten, mein Kind, dafür bürgt mir mein eignes Herz und — das Deine.

O mein theurer, theurer Knabe, auch über

Dich werden die Stürme des Lebens einst noch dahinbrausen! Manche Blüthe, manches Ahnen, manches Sehnen, manches Hoffen Deiner jungen Brust werden sie brechen und zerstören. — Aber wenn Deine Seele voll ist des Jammers, der Bitterkeit und des Zweifels, dann tritt vor das Bild Deines Vaters und gedenke seines Geschickes. Dann erinnere Dich an das Vermächtniß, das er Dir hinterließ, und handle, wie dieses Dir zu handeln gebietet. Dann betrachte das Bild Deiner Mutter und frage Dich, wie Du mit ihrem Erbe gewuchert hast. Kann dann Dein Gewissen Dir die tröstliche Antwort ertheilen: Ich that nach dem Willen meines Vaters, ich that nach dem Wunsche meiner Mutter, dann mein Sohn, laß getrost den Sturm über Dich dahin brausen, denn Dein Jammer wird sich lösen in tröstliche Beruhigung und Fröhlichkeit; Deine Bitterkeit in heitere Ergebung und stille Zufriedenheit; und Deine Zweifel werden sich wandeln, in kräftigen Entschluß und sieggewährenden Kampfesmuth.

Lebe wohl, mein guter, lieber, einziger Sohn, bis wir uns dereinst Alle wiederfinden werden, vereint am Throne dessen, der die Auferstehung

ist und das Leben. Gott segne Dich, mein Herzenskind, und lasse Dich wandeln in seiner Gnade, bis Du dereinst wandeln wirst in Seinem Lichte!

Herr Zachäus hatte aufmerksam und mit stets wachsendem Interesse den Bericht von Annas Hand zu Ende gelesen. Er legte schweigend die Papiere vor sich nieder und nahm das Medaillon mit Annas Bilde zur Hand, in dessen Züge er sich sinnend vertiefte.

„O Du liebliches, herziges Geschöpf!“ sprach er wehmüthig. „Konnte das Schicksal es wirklich wagen, diese rosigen Wangen durch Gram und Kummer zu bleichen; — diese fröhlich lachenden Augen mit Schmerzensthränen zu füllen; — um diese blühenden, scherzenden Lippen alle Pein und allen Jammer menschlichen Leidens aufzucken zu lassen? — O, warum mußte diese schönste Rose, vom Sturme der Trübsal so wild und grausam zerzaust und entblättert werden? — Bin ich nicht ein Narr, daß ich also frage?“ — unterbrach er sich fast hastig. — „Wäre dies schöne Weib, vielleicht je etwas Anderes geworden, als ein schönes Weib, das endlich abgeblüht und verschrumpft wäre zu einem alten, wenn das Geschick sie nicht

so hart erfaßt und die noch schönere Seele an das Licht gebracht hätte? —

Im heiteren Sonnenlichte gaukelt der Schmetterling; aber wer sieht ihn prunken, wenn die Nacht kommt! — Weithin durch die stille Luft treibt glänzend die schimmernde Seifenblase; aber sie zerplatzt, wenn der Zugwind sie trifft, oder ein harter Gegenstand sie streift! — Hinter dem warmen Ofen und um den dampfenden Theetisch, da blähen sich prunkvoll die schönsten Gefühle, die erhabensten Sentenzen, die ruhmredigsten Worte im ästhetischen Drange; und was bleibt nachher übrig von dem Allen, wenn sie sich bethätigen sollen? Nichts! — Die schönen Gefühle verwandeln sich in Achselzucken, die erhabenste Sentenz war nur ein ruhmrediges Wort und das ruhmredige Wort war — Wind, Wind, Wind! —

Nein, nicht im Sonnenschein, nicht in weicher Frühlingsluft, nicht hinterm warmen Ofen und am Theetisch wird der Kern im Menschen erprobt; sondern die Keulenschläge des Unglücks, die qualvollen Torturen, die Leib und Seele durchwühlen und durchmartern, quetschen ihn her-

aus, und nur aus der Nacht des Mißgeschickes leuchtet und flammt das Licht der edlen Seele empor. Wer aber sieht's und fragt: Um welchen Preis? —

Der, der mit Tausenden vereint, in wilder Aufregung des Schlachtgetümmels, die Brust dem Feinde entgegenträgt, wird mit Orden und Ehren geschmückt; er ist ein Held, und wenn er bleibt auf der Wahlstatt, so gräbt das dankbare, trauernde Vaterland seinen Namen ein, in die ehernen Tafeln der Geschichte. Wer aber kennt und nennt den Namen des Opfers, das schweigend und von aller Welt verlassen, den Kampf kämpft mit allen Widerwärtigkeiten und Qualen des Lebens und langsam verblutet? Wer achtet auf den stillen Dulder, der ohne Klage leidet und still jeglicher Unbill trotzt und dessen Seele dennoch siegreich hervorgeht aus allen Schrecken? Wer? — Niemand! — Ach und dies Dulden, Kämpfen, Ringen und Verbluten ist namentlich des Weibes Loos; aber wenige gehen hervor aus der Prüfung, geläutert und verklärt wie Du, schönes, beklagenswerthes Weib!

Es macht mir Wehe um das Herz, wenn ich

Dein liebes, frisches, unschuldiges Antlitz betrachte und mir dann denke, was Du erfahren und gelitten und wie Du es getragen hast. — Wo ist ein Wort der Klage, wo ein Wort der Verzweiflung! — Wie mußte Dein Herz bluten, als Du Dich verlassen fandest auf sinkendem Schiffe, auch von dem, der Dir Treue geschworen bis zum Tode! Mußtest Du ihn nicht entflohen wähnen in feiger Angst, um sein Leben zu retten, anstatt des Deinen? Mußte sich nicht der giftige Stachel der Verachtung gegen ihn in Dein Herz drücken? Und wo ist ein Wort des Vorwurfes, wo ein Wort, das irgend nur andeuten könnte, daß eine Ahnung solcher Missethat auch nur von fern in Deinem Herzen aufgestiegen sei!

Weib! Um dieses einzigen Zuges willen, könnte ich Dich auf meinen Knieen verehren, Dich anbeten! —

Liebevoll, geduldig, tröstend, aufrichtend und kräftigend dem schwächeren Gatten gegenüber, warst Du auch gefaßt, kräftig und besonnen in den Stunden der Noth und der Gefahr. Ankämpfend gegen Sorgen und Mittellosigkeit erwarbst Du Dir muthig in achtbarer Arbeit den eigenen

Unterhalt und darbtest noch ab für Deinen Sohn. Wo ist ein Wort der Entmuthigung oder des Murrens? Für Deinen Sohn brachtest Du das Opfer, zu einer neuen Ehe zu schreiten, mit dem ungeliebten Manne, und welche Gattin mußt Du diesem Gatten gewesen sein, welch' eine Mutter warst Du Deinem Sohne!" —

Jetzt verschloß er Bild und Schriften und schritt noch lange vor sich hinträumend, auf und ab durch das Zimmer.

„Ha!" sprach er endlich. „Es ist am Ende doch wirklich ein klägliches Ding, um all' das ungerupfte Vieh, das krähend und gluckend auf dieser schönsten aller Welten herumläuft auf seinen zwei Beinen und so beflissen ist, sich selbst und Andern einzureden, es gehöre auch zu den Menschen. Als ob alle Leute Menschen wären! Diogenes war, nach den Begriffen solcher Wichte, ein halbverrückter baarfüßiger Lump; aber ich sage, mit oder ohne Respekt vor diesen Herrschaften: Es war mehr Verstand in seinem alleinigen Hirnkasten, als in den Eselsköpfen aller Athener zusammengenommen, die ihn auslachten, weil er am hellen Tage, auf offenem Markte, mit der

Laterne nach einem Menschen zu suchen sich unterstehen konnte. Käme Einem nicht manchmal noch gelegentlich so ein ächtes, probehaltiges Stück Menschennatur über den Weg gelaufen, wie diese Anna, das Einem die Seele wieder höher höbe und erfrischte, und sich Achtung und Anerkennung erzwänge, in aller Stille und Bescheidenheit, so müßte man am Ende doch am Leben verzagen und nolens, volens, gleich den Uebrigen sein Futter aus dem Miste herauskratzen und krähen und gluckſen, statt zu sprechen und zu denken. —

Pfui, beim Teufel, über den Galgenhumor, in den ich da wieder hinein gerathen bin! — Aber so geht mir's wahrlich immer, wenn mich etwas packt und ergreift in tiefſter Brust, und mir das Herz bewegt in innigſter Rührung.

Meine Seele jauchzt und jubelt im Mitgefühle einer schönen That; mein Herz schlägt stürmisch und gewaltsam dem Anerkenntniß derselben entgegen; triumphirend steigt die glühende Thräne der Bewunderung und heißer Begeisterung mir ungerufen in das Auge — aber meine Zunge schämt sich die Freude meiner Seele herausbrechen,

die Wonne meines Herzens übersprudeln, das Hochgefühl meines Busens hervorquellen zu lassen, vor — den Leuten. Meine Zunge verschluckt die Thräne, und anstatt den Gefühlen des Menschen in mir, Worte zu geben, für die große, edle Menschenthat, schimpft sie auf all' das Gesindel, das nicht Mensch ist, aber die Erde füllt und auf das Prädicat Mensch Anspruch zu machen wagt; grade als ob ich selbst um eine halbe, oder gar um eine ganze Nasenlänge etwas Bess'res wäre! — Dummer Hochmuth! sagt vielleicht die Welt dazu. Aber, weiß Gott, weder mein Herz noch mein Kopf wissen etwas von solchem Hochmuthe, nur allein die Zunge! —

Arme Anna! Während Du darbtest für Deinen und seinen Sohn, und Deinen Gatten beweintest als einen Todten, sammelte er Schätze für Fremde und beweinte Dich, als eine Gestorbene. Und weil er Niemanden zu finden wußte, auf den er seinen Reichthum vererben konnte, vererbte er ihn zufällig auf — mich! — Armer Hans!

Kommt einmal hervor, ihr blitzenden, funkelnden Gesellen! — Eine Kaiserin würde mich euretwegen beneiden; ein König euch zum Schmucke

seiner Krone begehren. Die schönsten Weiber würden sich zu meinen Füßen schmiegen um diesen Preis, und die Männer sich ehrerbietig bücken vor mir, dem armen, alten, graubärtigen Zachäus, von dem Niemand jetzt Notiz nimmt, den Niemand seiner Beachtung werth hält, weil — man euch nicht bei ihm vermuthet. Kommt hervor und lächelt mich an; lockt mich mit eurem Gefunkel; bohrt eure glühenden Strahlen ein in mein staunendes Auge! — Ihr verlockt mich nicht, ihr verblendet mich nicht. Ich mag, ich will euch nicht. Der arme, alte, graubärtige Zachäus ist reich genug um Millionen zu verschenken, wenn er es für seine Pflicht hält. Fort mit Euch!"

Herr Zachäus setzte sich und schrieb:

Schnetterengteng! — Schnetterengteng!

Mein lieber Graffen!

Hören Sie denn in drei Teufels Namen nicht die Stafette hinter der nächsten Ecke blasen? — Schnetterengteng! Schnetterengteng! — Machen Sie doch endlich das Fenster auf und sehen Sie, wie der Postillon in seiner neusten Uniform, mit den frischen Lederhosen und den blanklackirten Stulpen, ja sogar mit dem Federbusche am Hute

um die Ecke sprengt und der närrische alte, ehrgeizige Postgaul sich abquält einen jugendlich scheinen sollenden Galopp mit seinen steifen, eisenbehuften Beinen auf dem Steinpflaster abzuklappern. Schnetterengteng, Schnetterengteng! bläst der Bursche, daß ihm die Backen bersten möchten und die ganze Nachbarschaft läuft zusammen, um zu erfahren, was es giebt. Aus allen Fenstern starren neugierige Nasen über einander und neben einander, nur die Ihrige fehlt noch; und doch hält der Kerl schon vor Ihrer eigenen Hausthüre und will zu Ihnen. Schnetterengteng, Schnetterengteng, ad infinitum!

Während er von seinem Gaule steigt und ihn dem rothhärigen Galgenschwengel dort in den zerrissenen Hosen, zum Halten giebt, die Treppe hinaufsteigt und nach Ihrer Klingel sucht, könnte ich Ihnen schon erzählen, warum er kommt. Aber ich will nicht. Wenn ich das hätte so kurz abmachen wollen, so hätte ich's ja nach neumodischer Art, in einer lausigknapp zugeschnittenen telegraphischen Depesche von zwanzig Worten und weniger, mittheilen können, daß Ihnen das Glück auf den Kopf gefallen ist. Gut das für Stock-

jobber, Börsenfixer, Makler, beschnittene und unbeschnittene Juden, und derlei Volk was von Börsennotizen und Courszetteln sich mästet; oder für Zeitungsschreiber, Polizei- und Criminalbeamte, die für die neusten Nachrichten von Diebstahl, Raub, Mord und Todtschlag, Brand, demokratischen Umtrieben und socialistischen Verschwörungen, von Amts wegen in Begeisterung schwärmen; aber nicht für Leute wie wir, die nach altem Schrot und Korne ihr Leid für sich zu tragen wissen, und in ihrer Freude die ganze Welt an's Herz drücken möchten. Wir verachten die telegraphischen Depeschen wegen ihrer einsilbigen Nüchternheit und die lustige, jubelnde, blasende, jagende, altväterische Staffete ist gerade wie geschaffen für uns.

Klingling! — Klingling! Klingelinlinlingeling! — Machen Sie doch zum Henker, daß Sie an die Thüre kommen, ehe Ihnen der Bursche den Glockendraht abreißt! — Sehen Sie, wie der Bengel dasteht, mit glühendrothem Gesichte und pechschwarzem Schnurrbarte, eine ganz natürliche Folge der verschwenderisch hineingebürsteten Schuhwichse. Sehen Sie, wie er sich be-

müht, ganz außer Athem zu erscheinen und die weißledernen Schenkel einwärts gekrümmt hält, als ob er den alten Gaul noch immer dazwischen geklemmt hielte und während der nächsten vier Wochen, an Wolf und Steifheit zu leiden haben würde. Sehen Sie, wie er Ihnen mit der Rechten meinen Schreibebrief präsentirt, und wie die hohle Linke, anmuthig gekrümmt, in Erwartung des Trinkgeldes in der Höhe der Hosentasche schwebt! Bringt Ihnen der Schlingel das große Loos? — Pah! Was er auch bringe, geben Sie ihm eine solche Lumperei, wie das große Loos als Trinkgeld und schmeißen Sie den Kerl die Treppe hinunter. Selbst wenn er ein Bein dabei bräche, oder den Hals und obenein noch unverschämt genug wäre, Sie wegen Schmerzensgelder und Kurkosten gerichtlich zu belangen, so zahlen Sie's. Es bleibt Ihnen auch dazu noch übrig.

Bravo, Graffen, bravo! — Es ist ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie der Kerl die Treppe hinunterfliegt! Gebrochen hat er nichts. Er humpelt bloß; aber ich möchte mich halb todt lachen darüber, wie er so weinerlich das Maul verzieht und doch freundlich grinsend die Treppe hinauf-

ruft: Danke bestens, lieber Herr, Gott lohn's Ihnen! Vivat hoch, Herr Graffen soll leben! — hoch, hoch und abermals hoch! — Und der ganze, vor der Treppe und vor dem Hause versammelte Janhagel brüllt und schreit mit: Vivat hoch, Herr Graffen soll leben! — wenn er auch nicht weiß, warum.

Es ist ein wahres Glück, daß der Konstabler schon da ist, sammt dem Revier-Commissarius, um die Brut fortzujagen; man konnte ja sein eigenes Wort nicht mehr hören, vor alle dem Geschrei und Gelärm! —

Also bester Graffen, meinen Brief haben Sie jetzt, und so will ich Sie denn nur noch darauf aufmerksam machen, daß Sie das angehängte Postscriptum ja nicht übersehen wollen, weil das eigentlich die Hauptsache enthält und ich den ganzen Brief lediglich nur um des Postscripti willen geschrieben habe. Seiner außerordentlichen Wichtigkeit wegen, habe ich es auch nicht hinter Ort, Datum, Jahreszahl und Namen hingekritzelt, sondern ihm mit Uebergehung aller dieser üblichen Formalitäten und gegen uralthergebrachte Sitte und Ordnung förmlich eine neue Seite angewiesen. V. s. p.

Postscriptum. Ihre Frau Urgroßmutter, mein lieber Graffen, war ein entzückendes Weib! Was sage ich, Weib? — Ein Engel war sie, den ich liebe und verehre! Solche Weiber scheinen mir übrigens in Ihrer Familie erblich zu sein, obschon ich nur Ihre Frau Urgroßmutter und Ihre eigene Gattin die Ehre habe zu kennen. Meinetwegen können Sie das Ihrer Frau immer wieder sagen, ich mache mir gar nichts aus ihrem Zorne und bin schlimmsten Falls erbötig den Beweis der Wahrheit anzutreten. Ueber Ihren Herrn Urgroßvater, der in seiner Art ein ganz braver Mann, nur etwas schwächlichen, träumerischen Charakters gewesen, enthalte ich mich jedes Urtheils für jetzt. Sie werden ihn bei mir kennen lernen und durchaus keine Ursache haben, ihm weder Ihr Mitleid, noch Ihre Achtung, noch Ihre Dankbarkeit vorzuenthalten. Er hat Ihnen ein wahrhaft glänzendes Vermögen hinterlassen, welches bei mir deponirt ist und das ich Sie bitte, so schleunig als möglich in Empfang zu nehmen. Ginge Ihnen der nächste Eisenbahnzug zu langsam, so mögen Sie meinetwegen einen Extrazug bestellen, eine zweite Locomotive als

Vorspann nehmen und die dritte, als Vorreiter vorangaloppiren lassen. Thun Sie das, Bester! Das wird Aufsehn machen in der Welt und in den Annalen des Eisenbahnverkehrs, denn ich habe noch nicht gehört oder gelesen, daß selbst der verrückteste, spleenigste Engländer dreilocomotivig gefahren wäre. Das Vermögen dazu ist da! —

Thun Sie nun was und wie Sie wollen, nur kommen Sie augenblicklich. Für jetzt weiß niemand auf der Welt als ich, um Ihr wunderbares Glück. Sie mögen daher mit sich zu Rathe gehen, ob Sie es Ihrer Frau mittheilen wollen, oder nicht. Ich halte für gerathener, das Geheimniß zu bewahren, bis wir uns erst gesprochen haben werden.

Sollten Sie es nach dem Voraufgehenden vielleicht sonderbar finden, daß ich Ihnen keine genauere Nachrichten über die etwaige Höhe der Ihnen zufallenden Erbschaft mittheile, so mögen Sie das immerhin thun, denn ich will aus Höflichkeit und des Anstands halber, Ihrem Herrn Urgroßvater nicht vorgreifen, sondern ihm das Vergnügen überlassen, Ihnen die specifi-

cirte Berechnung eigenhändig zur Einsicht vorzulegen.

Wenige Tage später saß Herr Graffen auf dem Zimmer seines Freundes mit der Durchsicht der hinterlassenen Papiere seines Urgroßvaters beschäftigt; während in einem anderen die Frauen, respective Jungfrauen, ingleichen Herr Ex-Assessor Karl Graffen, sich die Köpfe darüber zerbrachen, warum sie sich denn eigentlich hier bei einander versammelt fänden.

Wir, der wahrhafte Berichterstatter aller dieser Vorgänge, finden für unsere Person, gar keinen Grund, um uns in diese Gesellschaft einzudrängen; weil wir als ein ehrsamer Hagestolz von gesetzten Jahren, uns in der Gesellschaft von angenehmen Müttern und noch angenehmeren hübschen, heirathsfähigen Töchtern immer einigermaßen verlegen und unbehaglich fühlen. Nicht eben deshalb, weil wir uns schämten, den angenehmen Müttern vor zwanzig Jahren und darüber vergeblich den Hof gemacht zu haben; oder gar weil wir befürchteten, die angenehmeren Töchter dürften es uns übel vermerken, wenn wir ihnen heute noch ganz genau das Nämliche zuflüsterten, wo-

mit wir lange vor ihrer Geburt, uns vergeblich in die Herzen ihrer Mütter einzuschmeicheln suchten, o nein! — Ein ehrbarer Junggeselle wie wir, der sein reichliches Auskommen und nebenbei ein anständiges Baarvermögen hat, kommt Gott sei Dank, trotz einer etwas hohen Stirn, heut zu Tage nicht leicht in den Fall sich lächerlich zu machen, weder bei den Müttern, noch bei den Töchtern, wenn er kein anderrs Verbrechen begeht, als Letzteren altväterische, zarte Aufmerksamkeiten zu erweisen. Aber wir sind bequem geworden und scheuen jetzt die Mühe, angenehm und liebenswürdig sein zu wollen gegen irgend eine andere Person, mit Ausnahme unserer eigenen. Das ist die ganze Sache; und wir befinden uns wohl und behaglich dabei. Nur aus diesem Grunde ziehen wir es auch vor, uns an der Thür des Gesellschaftszimmers leise vorbeizuschleichen und die Treppe hinanzusteigen zu dem Heiligthume des Herrn Zachäus.

Herr Graffen legt soeben das letzte Blatt zur Seite, und Herr Zachäus, der diesem Momente schon seit längerer Zeit mit Aufmerksamkeit entgegengesehen zu haben scheint, erhebt sich sofort und beginnt:

„Nun, mein lieber Graffen, ich habe Sie in Ihren historischen Studien durchaus nicht unterbrochen, bin Ihnen aber den historischen Schluß noch schuldig. Hier!“ fuhr er fort, indem er aus einem, mittlerweile geöffneten Fache ein Blatt Papier nahm und Herrn Graffen überreichte, „hier ist das Verzeichniß der Steine, dessen Ihr Urgroßvater erwähnt, nnd hier sind die Steine selbst. Ich bitte Sie dieselben zu vergleichen, an sich zu nehmen und demnächst meinen herzlichsten Glückwunsch, zu diesem freudigen Ereignisse zu empfangen. Ich danke Gott dafür, endlich einmal meiner Verantwortlichkeit überhoben zu sein, und von dieser bedenklichen Wache abgelöst zu werden. — Ich denke einen langen Schlaf zu thun. Mich dürstet in der That nach Ruhe.“

„Zum Durſten haben wir noch Zeit, wenn wir im Grabe liegen!“ entgegnete Herr Graffen. „Vorher aber möchte ich denn doch noch Eines oder das Andere mit Ihnen sprechen. Mein lieber Zachäus, wo steht denn nur eine einzige Silbe davon, daß der Erblasser sein Vermögen auf seinen Sohn übertragen will? Nirgends. Wohl aber jammert er darüber, daß er es Ihrem

Urgroßvater nicht vermachen kann, und setzt schließlich in optima forma den Finder, der Sie und nebenher auch zufällig Ihres Urgroßvaters Urenkel sind, zum alleinigen, unbestrittenen Erben ein. Mein Bester, der Erbe sind Sie und nur Sie, und Sie sollten Sich schämen, mich so unnützer Weise um meine Reisekosten gebracht zu haben."

„Herr, sind Sie denn ganz des Teufels?" sprach Zachäus. „Wenn der alte Herr gewußt hätte, daß ihm ein Sohn blühte, so würde er so wenig an meinen Urgroßvater gedacht haben, als er wirklich an mich gedacht hat. Wäre ich aber zufällig mein Urgroßvater gewesen und richtig von ihm aufgefischt worden, so hätte ich die Erbschaft ohne Gewissensbisse annehmen können und hätte sie auch ohne Bedenken angenommen. Ja und wenn ich Sie, und Ihre Verhältnisse nicht vorher kennen gelernt hätte, so würde ich mich auch selbst schließlich noch haben in das Unglück finden müssen, ein steinreicher Mann zu werden. So aber erkläre ich das Testament null und nichtig, weil ein wohlberechtigter Erbe vorhanden war und der Erblasser dennoch sein ganzes Vermögen Fremden

hat vermachen wollen, ohne seinem Sohne auch nur das gesetzliche Pflichttheil auszusetzen. Zum Henker! Soll ich mich etwa noch von Ihnen verklagen lassen, wegen Erbschleicherei und Vermögensberaubung? — Der Bettel gehört nicht mir, sondern Ihnen! Damit Punktum!"

„Ruhig Blut!" sprach Herr Graffen. „Zachäus, ich glaube bei Gott, wir sind die ersten beiden armen Kerle, die sich gegenseitig darum zanken, wer dem Andern ein paar Millionen in die Tasche schieben soll, nur damit er selbst eine leere Tasche behalte! Was wäre Ihnen denn eigentlich aber so zuwider an dem Schicksale, ein reicher Mann zu sein?" —

„Jetzt, Alles! — Früher, wenig!" sprach Herr Zachäus. „Früher, mein lieber Graffen, ja eigentlich wohl mein ganzes Leben lang, hab' ich mir immer gedacht, es müsse doch angenehm sein, ein reicher Mann zu sein. Namentlich dachte ich mir das immer in den dreißig Tagen jedes Monats, die dem Ersten des folgenden vorangingen, weil ich dann hoffen durfte, Geld in die Hand zu bekommen; und dann wiederum in den dreißig Tagen, die auf den ersten folgten, weil das ganze

Geld fast gleich wieder am Ersten darauf gegangen war. Auf die Einunddreißigsten, die zur Schande der Kalendermacher, binnen zwölf Monaten siebenmal vorkommen, habe ich stets geflucht, wie ein Landsknecht; und ich behaupte steif und fest Ihnen und männiglich gegenüber, der Februar mit seinen acht und zwanzig Tagen, ist von allen Monaten im Jahre der einzig anständige, trotzdem er sich alle vier Jahre regelmäßig einmal zur Sünde verführen läßt und mit einem neun und zwanzigsten in die Wochen kommt. — Aber an solch ein unverschämtes Vermögen hat meine arme Seele niemals von Ferne gedacht. Ein paar Tausend Thaler und wenn's hoch kam, ein, zehn oder zwanzig Tausend, höher habe ich mich selbst in meinen kühnsten Gedanken nicht verstiegen. — Apropos Haben Sie wohl jemals einen Karpfen betrachtet, wenn ein Semmelbrocken in den Teich geworfen wurde, den er verzehren möchte? Ich sage Ihnen, das ist ein possirliches Ding, schon um der Selbstbespiegelung willen! Erst stößt er ganz neugierig ein paar Male daran, dann taucht er unter. Schnapp! Da fliegt der Brocken hoch in die

Höhe. Er umschwimmt ihn und wackelt dazu ganz ergötzlich mit dem Schwänzchen. Schnapp! Das Ding fliegt drei Fuß weiter. Er dreht ihm den Rücken und schwimmt anscheinend ganz verächtlich eine Strecke fort, kehrt aber flink und unverdrossen wieder um. Schnapp! Schnapp! Schnapp! — Der Brocken macht die allerpossirlichsten Sätze. Aber dem ehrlichen Kirpfen bleibt stets das Nachsehen. Sehen Sie, Graffen, solch ein Brocken, in Gestalt einer Gehaltszulage, schwimmt mir schon seit vier, fünf Jahren vor der Nase, und ich schnappe nach mit Anmuth und Grazie, mit Kraft und Energie, mit Ruhe und Geduld, mit Ungestüm und Zorn. Schnapp! Schnapp! Schnapp! — ich erschnappte ihn doch noch nicht. Aber immer lacht er mir wieder zu, und ich denke immer wieder: schnappe noch einmal, Zachäus, am Ende erschnappst Du ihn doch, und bist dann über alle Berge. Möglich schon, daß dem in der Folge nicht so wäre; aber die Probe hätte ich doch gern schon längst gemacht. Derlei Brocken haben mir denn auch wohl hin und wieder Anlaß gegeben, zu denken: Ja, wenn Du selber etwas beizubrocken hättest, so brauchtest

Du den Brocken gerade nicht so karpfenmäßig zu umschwänzeln, denn von Oben herunter betrachtet, wirst Du Dich sicherlich nicht weniger possirlich ausnehmen, bei Deinem Schnappen, als irgend ein Teichkarpfen in der ganzen Christenheit! — Vielleicht ist meine hohe Oberbehörde auch dieser Ansicht oder gedenkt vielleicht gar noch, mir mit dem Zappelnlassen eine wirkliche Wohlthat zu erweisen, indem sie annimmt, daß ein mäßiges Hungern zur Instandhaltung meiner geistigen und körperlichen Constitution gerade die geeignetste Diät sei. Wer kann's wissen? In dem Falle könnte man mich sogar noch obenein für einen undankbaren Menschen halten, oder für einen dummen, der die Fürsorge für ihn entweder verkennt, oder nicht verstehen will; aber ich hasse die Undankbarkeit, als eine zu gemeine Sünde, obschon ich die Dummheit als eine höchst schätzbare Gottesgabe betrachte, so lange man sie nicht mißbraucht. Ist das aber ein Mißbrauch, wenn ich wünsche, man versuchte es zur Abwechselung einmal mit dem Gegentheile des Zappelnlassens, wäre es auch nur, um mir die Aussicht auf meine alten Tage, in Betreff der

Pension zu verbessern? — Es wäre mir doch ein Trost! —

Nun hören Sie aber weiter! Am Ende aller Enden habe ich doch immer so viel, daß ich bei einem mäßigen Hungern auskommen kann, zumal ich von Altersher schon daran gewöhnt bin. Meinen Dienst verstehe ich zur Noth, und was es darin Neues zu lernen giebt, strengt mich nicht übermäßig an. Sie sehen, ich bin im Ganzen zufrieden.

Nun denken Sie sich aber einmal, wenn ich jetzt plötzlich und auf einmal als Millionär fungiren sollte, ein Geschäft, von dem ich nicht einmal das Abc verstehe. Da müßte ich mich ja erst gründlich hinein studiren. Da sollte ich denn wohl in allen Zeitungen die Courszettel lesen, die ich bis jetzt immer überschlagen habe, weil ich nichts davon begriff. — Da müßte ich mich am Ende noch mit der doppelten italienischen Buchhaltung befassen, von der ich auch nichts weiter kenne, als den Namen, um nur stets zu wissen, wo meine Capitalien stehen und wo die Zinsen. — Da müßte ich mich um Eisenbahnactien, Staatsschuldscheine und Anleihen der gan-

zen Welt bekümmern, während ich bis jetzt immer guten Muthes war, wenn ich nur mit meinen eigenen kleinen Anleihen zurecht kam, — da würde ich auf eine Masse von Dingen stoßen, die mir bisher reine böhmische Dörfer waren — da müßte ich mich am Ende gar noch zu einer vollständig sitzenden Lebensart bequemen, blos um Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend Coupons abzuschneiden, was auch ein Geschäft ist, worin ich noch keinen Versuch gemacht habe. — Hol' mich der Geier, wenn ich das thue! denn ich kann doch einmal, wegen sehr unbequemer und unangenehmer Staatsdienerleiden, das anhaltende Sitzen durchaus nicht vertragen. Nein, nein, Grafen, einmal aus purer Faulheit und Furcht vor neuen Studien und sodann aus gerechter Sorge für meine Gesundheit, für die ich mir selbst und meiner Familie verpflichtet bin, qualificire ich mich jetzt durchaus nicht mehr zum Millionär. Ich will in Frieden und Ruhe weiter schnappen. Also sputen Sie sich, daß Sie mir die Geschichte endlich einmal vom Halse nehmen und begreifen Sie einmal, daß Sie sich im vollkommensten Unrechte befinden. Das Vermögen gehörte Ihrem Urgroß-

vater, folglich auch Ihrem Großvater, folglich Ihrem Vater, folglich gehört es Ihnen und folglich dereinst Ihrem Sohne. Punctum!"

Herr Graffen sprach fast weich und gerührt:

„Zachäus, Sie sind zwar ein pudelnärrischer Kauz, aber eine gute, treue Seele vom Kopfe, bis zur Fußspitze. Ich aber bin wahrhaftig ein eben so großer Narr, wie Sie, daß ich mich mit Ihnen noch über das Mein und Dein herumstreite. Ich würde vielleicht, hören Sie, Zachäus, ich sage nur vielleicht, nicht ein Wort mehr, eben so gedacht und eben so gehandelt haben, wie Sie, wenn ich an Ihrer Stelle mich befunden hätte. Um dieses Vielleichtswillen lassen Sie mich jetzt ruhig meine Meinung sagen.

Es ist mir im Leben fast gegangen wie Ihnen. Ich hatte und habe noch bei mäßigem Hungern mein Auskommen. Ich lebe so gesund und angenehm dabei, daß ich mir keine Veränderung meiner Lage wünsche. Ich bedarf also für meine Person dieses Erbes nicht.

Ihnen zur Liebe will ich annehmen, ich hätte wirklich durch meine Geburt die gleichen Ansprüche auf dieses Erbe, wie Sie sie haben durch

die Bestimmung des Testators; könnte also mit Ihnen auch in die gleichen Rechte"— —

Herr Zachäus machte hier eine Bewegung, als wenn er dem Redner unterbrechen wollte. Herr Graffen fuhr fort:

„Stille, stille, liebster Zachäus, lassen Sie mich ausreden, bis an das Ende. — Ich nehme also an, Sie entsagten Ihrem Rechte, und ich behauptete das meine, wäre aber zufällig auch derselben Ansicht, das Erbe nicht persönlich antreten zu wollen.' Wer aber kann mich wohl verhindern, dasselbe weiter zu vererben und zum Besten unserer Kinder darüber zu verfügen? — Ich schlage Ihnen also vor, wir theilen das Vermögen in vier gleiche Theile. — Still, Zachäus, still! — Mein Sohn wird dabei nicht zu kurz kommen. Er heirathet ja die Elsbeth und so vereinigt er die eine Hälfte, während die andere zwischen Bertha und Ferdinand getheilt wird. Und jetzt mein lieber Zachäus, steigen Sie einmal hinab in die Tiefe Ihres Herzens und Ihres Gewissens, und fragen Sie sich, ob Sie aus Zartheit oder Hochmuth, aus übertriebener Schwärmerei oder aus Eigensinn, hiernach noch das Interesse und

die Wohlfahrt Ihrer Kinder zu benachtheiligen ein Recht haben. Prüfen Sie nun mit ernster männlicher Forschung, ob Sie einen besseren und gerechteren Vorschlag hätten machen können, wenn Sie der, von der Erbschaft ausgeschlossenen Urenkel und ich, der Finder jenes Nachlasses gewesen wären; und dann geben Sie mir offene, ehrliche Antwort."

Herr Zachäus senkte eine Weile sinnend das Haupt; dann aber die Augen emporschlagend, schaute er mit freundlichem Lächeln zu dem Freunde empor und sprach tief gerührt, indem er die Hand demselben entgegenstreckte:

„Nein Graffen! Ihre Entscheidung ist gerecht und billig. Ich hätte an Ihrer Stelle keine andere und bessere treffen können. Ich füge mich derselben."

Kurze Zeit darauf schrieb Herr Zachäus an seinen Freund Schloßherr:

„Liebster Freund! Ich bin vollkommen überzeugt, daß Ihr gewiß schon schreckliche Gerüchte vernommen habt in Betreff eines schrecklichen Frevels, den ich auf dem Vitibuck begangen. Denn seit das Geheimniß unter die Weiber ge-

kommen, giebt's keinen Spatz im Lande mehr, der nicht vom Dache hinter mir herschriee: Dieb, Dieb! — Leider Gottes aber bin ich ein so verstockter Sünder, daß ich meine Missethat weder leugne, noch bereue. Ja im Gegentheile, ich befinde mich recht wohl dabei, sammt allen den Meinen. Eins nur ist mir bedenklich. Wir Alle, Graffens eingeschlossen, hätten Euch und den Vitibuck, oder den Vitibuck und Euch gerne einmal besucht; aber ich getraue mich ohne freies Geleit gar nicht mehr in Eure Stadt, weil ich höre, daß man dort förmlich gegen mich wüthe. Kann ich denn dafür, daß man daselbst den Vitibuck seit Ewigkeit her, vor der Nase hatte, ohne es der Mühe werth zu halten sich um seine kleinen Geheimnisse zu bekümmern? Schreibt mir also aufrichtig. Wenn's nicht grade lebensgefährlich ist, möchte ich schon kommen. Entgegengesetzten Falls muß ich Euch Alles, wie es vor sich gegangen, haarklein schriftlich berichten und vertröste Euch dann auf einen langen Brief, den ich nächstens an meinen Freund Philippus abzufassen gedenke, um ihm Rechnung davon abzulegen, wie ich im vergangenen Jahre, das durch ihn erlangte

Buchhändlerhonorar verwendet habe. Es wird wirklich Zeit dazu. Ihr wißt ich bin kein enragirter Briefschreiber, und so gedenke ich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn ich Euch das Schriftstück zusende, ehe es der Philippus erhält. Gott befohlen, sammt Eurem ganzen Hause!" —

Wir, Schreiber dieses, der wir uns oben die Ehre gegeben haben, uns persönlich einzuführen, damit männiglich wisse, an wen er sich in Betreff der voraufgeführten Thatsachen zu halten, ingleichen an wen er sich um Auskunft oder Belehrung wegen etwaiger Zweifel und Bedenklichkeiten zu wenden habe, müssen hier um der Wahrheit willen erklären, daß Herr Zachäus den Brief an seinen Freund Philippus niemals angefangen hat. Er war nämlich eben dabei, sich eine Feder zu schneiden, und zu Häupten eines vor ihm liegenden Bogens die Worte zu setzen: Lieber Philippus! — als selbiger höchst überraschend nebst seiner Frau zum Besuche auf einige Tage bei ihm eintraf. In Folge dessen wurde aus der schriftlichen Berichterstattung eine mündliche und Herr Zachäus mußte, zumal auch eine beruhigende

Antwort von Herrn Schloßherr eingegangen war, sich entschließen mit Graffens und allen den Seinen eine Reise nach dem Vitibuck anzutreten, für den sie sammt und sonders ein großes, leicht erklärbares Interesse empfanden.

Hierbei ergab sich auch die Gelegenheit der Burgfrau so wie Herrn Schloßherrn und überhaupt Allen, die sich für die Angelegenheit interessirten, den befriedigendsten Aufschluß zu ertheilen.

Diese Erklärung deponiren wir ausdrücklich hier, damit nicht etwa jemand auf den Gedanken komme, den Herrn Zächäus, den wir sehr hoch schätzen, für einen wortbrüchigen Mann um deswillen zu verschreien, weil weder Herr Philippus noch Herr Schloßherr den versprochenen Bericht erhalten haben. Nach dieser pflichtgemäßen und wahrheitgetreuen Ehrenrettung fahren wir in unserer Erzählung fort, wie folgt:

Es sind zwei Jahre verflossen. Dem Erlenbade gegenüber, hat sich auf einem Hügel ein prächtiges, mit weitläuftigen Gärten und Nebengebäuden umfaßtes Haus, in italienischem Villenstyle erhoben. Eine kleine fröhliche Gesellschaft sitzt um Sonnenuntergang unter der Veranda

traulich beisammen. Wir kennen sie Alle, die dort Versammelten, mit Ausnahme jenes hübschen jungen Mannes an Berthas Seite, der ihr so eben die Hand küßt; die hübsche, kleine Hand, an der sich der funkelnde, goldene Verlobungsring so allerliebst ausnimmt. Dieser junge Mann ist Berthas Bräutigam. Karl Graffen und Elsbeth, die sich in der Nähe befinden, sind die glücklichen Bewohner und Besitzer dieses reizenden Hauses.

Sie haben heute ihren Erstgeborenen taufen lassen. Er heißt Vitus, Zachäus, Hans und ist im Nebenzimmer eifrig beflissen, sich durch einen tüchtigen Schlummer von den Beschwerden seines heutigen, ersten öffentlichen Auftretens zu erholen und für die nachfolgenden Mühseligkeiten des Lebens zu stärken und zu kräftigen.

Wie wir sogleich bemerken, hat Ferdinands guter Appetit sich noch immer zur Zufriedenheit erhalten. Einige mit bewundernswürdiger Schnelligkeit verschwindende Tortenschnitten lassen keinen Zweifel daran aufkommen; aber sein Heißhunger in den Wissenschaften hält mit seinem übrigen Appetite gleichen Schritt.

Frau Graffen und Frau Grothe ergehen sich in wahrhaft großmütterlicher Wonneseligkeit, über die außerordentliche Schönheit und hohe geistige Begabung des kleinen Hans, für den es ein wahres Glück ist, daß er schläft. Die Lobeserhebungen und Lobsprüche, mit welchen sie ihn in maßloser Freigebigkeit überschütten, wären genügend, selbst so einen kleinen sechswochenalten Knirps, schon vor der Zeit eitel und hochmüthig zu machen. Nach ihren Behauptungen ist er ein wahres Wunderkind; was indessen auch wirklich der Fall zu sein scheint, und namentlich durch den Umstand an Bedeutsamkeit gewinnt, daß Frau Graffen mit Hartnäckigkeit darauf besteht: der Bursch sei der Elsbeth ganz wie aus den Augen geschnitten, während Frau Grothe eben so bestimmt erklärt: er wäre das reine Ebenbild seines Vaters.

Frau Elsbeth hört Beiden mit bewußtem Stolze zu und läßt sich im Hochgefühle ihrer mütterlichen Würde, dazwischen, mit bescheidenem Nachdrucke über die bisherige und die noch folgende Erziehung *ihres* Sohnes vernehmen.

Herr Zachäus, welcher mit Herrn Graffen, bei einer Flasche Affenthaler, zur Seite sitzt, horcht

mitunter staunend nach Elsbeths bedeutsamen Educationsprincipien hinüber und fragt endlich lächelnd:

„Von wannen stammt Dir diese räthselhafte Weisheit, mein liebes Kind?“

Frau Elsbeth erhebt sich, anmuthig wie immer, und spricht, indem sie ihren Gatten bei der Hand faßt und ihn dem kleinen Kreise vorstellt, mit Nachdruck:

„Obschon dieser Herr Karl Graffen, sonst Ex-Assessor und Schulmeister, jetzt mein sehr beglücktes, eheliches Gemahl, mich weder zur Frau Schulmeisterin, noch zur Frau Kreis- Kammer- Oberhof- Hof- oder Stadt- und Land-Gerichtsräthin, sondern nur zur simplen Frau Graffen gemacht hat, so ist er dennoch gestern einstimmig von dem ganzen versammelten stimmfähigen Volke zum Ortsschulrath gewählt worden, und ich habe heute die Ehre, ihn allerseits als solchen, und mich als die Frau Ortsschulräthin vorzustellen. Mein Ehrgeiz ist befriedigt. Das Räthsel meiner Weisheit dürfte demnach unwidersprechlich durch meinen Stand gelöst sein, denn wem der liebe Gott ein Amt giebt, dem verleiht er auch den Verstand

dazu.“ Sie macht einen zierlichen Knix und setzt sich.

Herr Graffen klingt an sein Glas und ruft fröhlich: „Hochgeehrte Versammlung! Wir haben zwar heute schon in unseren Toasten leben lassen, was nur irgend leben und gedeihen will. Aber Dich, mein liebes Töchterchen, in dieser Deiner neuen Würde leben zu lassen, kann nicht vom Uebel sein. Hoch lebe die Frau Ortsschulräthin, hoch lebe der Herr Ortsschulrath, hoch lebe der gefeierte Sprößling dieser hohen Würdenträger. Möge Euer Rath an jedem Orte, in Schule und Haus bei ihm anschlagen zur Freude und Ehre für Euch und für uns Alle. Hoch“ — —

„Halt! Halt!“ rief Herr Zachäus, „ich möchte noch Eines hinzufügen:

Und möge Vitus Hans glücklicher sein, als sein Urahn und Namensvetter Hans Vitus, der Klausner vom Vitibuck, obschon wir Alle ihm unser Glück verdanken! Hoch, hoch und abermal hoch!“

In demselben Verlage erschien:

**Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse.** 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.

**Genast, Wilhelm, Das hohe Haus.** 4 Bde. 4 Thlr.

**Grabowski, Stanislaus Graf, Ein leidenschaftliches Herz.** 2 Bde. 2 Thlr.

**Gundling, Julius, Henriette Sontag.** Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr. — Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 2½ Thlr.

**Helene, M., Bilder aus dem Leben.** 1⅓ Thlr.

**Herbert, Lucian, Louis Napoleon.** 2. Volksauflage. Roman und Geschichte in 5 Bdn. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. Federzeichnungen. 1⅔ Thlr.

**Meißner, Alfred, Neuer Adel.** 3 Bde. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 1⅕ Thlr. — Die Sansara T. A. 4 Bde. 2½ Thlr., elegante Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Am Stein. 15 Ngr.

**Pichler Louise, Die Kaiserbraut.** 2 Bde. Preis 2 Thlr.

—— —— Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr.

—— —— Werke. 1—20 Bändchen. à 12 Ngr.

**Stein, Paul, Johannes Gutenberg.** 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 4 Thlr.

**Stifft, A., Von Nord und Süd.** 1⅓ Thlr.

**Wartenburg, Karl, Neue Propheten.** 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr.

**Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten.** 4 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 3 Bde. 2 Thlr.

Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

3 Bdl. in 2

Americana

III p. 1–133 Takes place in Ontario, Canada, Handshops encountered

p. 133 Leave from Quebec for Europe

136 Canada
139 Quebec